

Frühjahr 2005 + Einzelheft 6,00 €

## BEITRÄGE ZUR SPORTGESCHICHTE !)

In diesem Heft

Wie endet die Friedensfahrt ?  
Gustav-Adolf Schur (Magdeburg)

Boxen im amerikanischen Ghetto  
Sebastian Drost (Freiburg)

Bericht über ein Jenaer Festkolloquium und die  
Vergesslichkeit von Wissenschaftlern  
Joachim Fiebelkorn (Berlin)

Einer der großen Trainer: Ewald Mertens  
Jürgen May (Gelnhausen)

Wer erfand die Spartakiaden?  
Klaus Huhn (Berlin)



INHALTSVERZEICHNIS  
(Läßt sich von Dir wohl leicht maschinell einfügen)



## AUTOREN:

HERMANN DÖRWALD, geboren 1925, Vorsitzender des Bezirksfachausschusses Versehrten sport Dresden 1957 bis 1990.

SEBASTIAN DROST geboren 1975, Student der Erziehungswissenschaft an der Pädagogischen Hochschule in Freiburg.

JOACHIM FIEBELKORN, geboren 1926, Sportjournalist, Chefredakteur „Deutsches Sportecho“ 1959 bis 1963

GÜNTER GRAU, geboren 1951, Präsident des  
Radsportverbandes Sachsen-Anhalt, Diplomverwaltungswirt

PAUL KUNATH, Dr. paed., geboren 1926, Prof. für  
Psychologie an der Deutschen Hochschule für Körperkultur  
(DHfK) Leipzig 1967 bis 1991, Präsident der Europäischen  
Gesellschaft für Sportpsychologie (FEPSAC) 1983 bis 1991

JÜRGEN MAY, geboren 1942, Olympiateilnehmer 1964,  
1972, Leitender Verwaltungsdirektor Gelnhausen

ARMIN MÜLLER, geboren 1928, verstorben 2005, Dichter,  
Maler Nationalpreisträger der DDR, Weimar

IRENE SALOMON, geboren 1940,  
Diplomverwaltungsrechtlerin, Sport-  
wissenschaftlerin

JOACHIM SCHINDLER. Geboren 1947, Sprecher der  
Interessengemeinschaft sächsischer Bergsteigergeschichte  
Dresden

WERNER SCHMIDT, geboren 1924, ehemaliger Direktor der  
KJS Zella-Mehlis und Oberhof

GUSTAV-ADOLF SCHUR, geboren 1931, Diplomsportlehrer,  
Mitglied des Deutschen Bundestages 1998 bis 2002

HELMUT WENGEL, geboren 1938, Sportjournalist

Wie endet die Friedensfahrt?

Von GUSTAV-ADOLF SCHUR

Viele haben mich in den letzten Wochen besorgt nach der Friedensfahrt 2005 gefragt und ich muss gestehen, dass ich keinem auch nur eine halbwegs verbindliche Antwort geben konnte. In Anlehnung an Hamlets Worte „Die Zeit ist aus den Fugen“, kann man zu dem Schluß kommen, dass auch die Friedensfahrt restlos aus den Fugen geraten ist. Ich muss nicht ausführlich wiederholen, was wir in den letzten eineinhalb Jahrzehnten alles getan haben, um die Fahrt zu retten. Sie war nach der Rückwende sehr schnell ins Visier derjenigen geraten, die die Vergangenheit mit der Axt „aufarbeiten“ wollten. Die Vorwürfe, die gegen dieses unnachahmliche Rennen erhoben wurden, waren absurd und reduzierten sich im Grunde auf die Tatsache, dass die Staatsoberen der DDR oft auf den Friedensfahrtribünen Platz genommen hatten. Inzwischen ist dieses Thema im Hintergrund verschwunden, weil die populäre Fahrt auch noch Millionen anlockte, als sie von einer Sektfirma finanziert wurde, die die Zeitungen, die sie gegründet hatten ablösten, und man auf den dichtumlagerten Tribünen „neue“ Politiker entdeckte, die sich nun als Förderer und Freunde der Fahrt ausgaben.

In all den Jahren waren viele Anläufe unternommen worden, die Wurzeln des Rennens zu kappen. Man weiss, dass ich gemeinsam mit vielen treuen Freunden viele diese Versuche vereiteln konnte und sich das „Kuratorium Friedensfahrt“ oft als ein Fels in der Brandung erwies. Als ich für den Bundestag kandidierte und zwar auf der Liste der PDS, rollte man wieder grobe politische Klötze auf die Strecke, und um des lieben Friedens und der Friedensfahrt willen, zog ich mich zurück. Ich will kein Urteil über meine Nachfolger fällen. Man kennt mich und weiß, dass dies nicht mein Stil ist. Jetzt aber muss ich betroffen feststellen, dass die Fahrt längst in die Hände von Kreisen geraten ist, die nur nach Gewinn streben und möglicherweise in der jüngsten Vergangenheit sogar Gewinn erzielten.

Die Friedensfahrt war neben anderen Vorzügen auch immer ein Werk der Ehrenamtlichen. Beginnend bei den Betreuern in den Stadien und endend bei den Straßenbahnern, die die Schienen mit Holzplatten auslegten, um Stürze zu vermeiden. Keiner schickte eine Rechnung. Heute gilt die erste Frage in der Regel der Adresse, an die die Rechnung zu schicken ist. Das will ich niemandem vorwerfen, denn die Zeiten sind nun mal so oder – um Brecht zu zitieren – „die Verhältnisse, sie sind nicht so.“ Ich habe viele Preise gewonnen, als ich noch im Sattel saß, für meine Tätigkeit als Funktionär der Fahrt habe ich nie einen Pfennig kassiert.

Die Kommerzialisierung des Sports vollzieht sich überall in rapidem Tempo und die Friedensfahrt geriet unweigerlich in ihren Strudel. Natürlich mühte man sich, im Zusammenhang mit diesem legendären Ereignis nur halblaute Töne hören zu lassen, aber die Realität blieb hart und bitter. Noch einmal: Ich will keine Urteile über einstige Gefährten formulieren – auch weil das der Sache herzlich wenig nutzt – aber ich kann die Tatsachen auch nicht ignorieren. Das tschechische Radsportmagazin „Peleton“ war der erste, der den Schleier der Halbwahrheiten beiseite zog und Fakten lieferte. Immerhin war Chefredakteur Sosenka viele Jahre Mitglied des Friedensfahrtpeletons und sein Sohn Ondrej hatte sie 2002 sogar gewonnen. Seine alte Liebe zu dem Rennen dürfte ihn also vor unbegründeten Vorwürfen bewahren. Er nannte sieben Gründe für und sieben Gründe gegen die Friedensfahrt. Nicht von ihm erfundene, sondern in der Gegenwart verbreitete und von ihm untersuchte. Danach hat die Kommerzialisierung auch viele der traditionellen Bindungen zwischen Tschechen, Polen und Deutschen zerstört. Man wirft sowohl der tschechischen Firma, die das Rennen arrangierte, als auch den deutschen Organisatoren unsoliden Umgang mit Finanzen vor. Der Streit um die Rechte an der Taube, dem Logo und der Hymne könnte sogar im Gerichtssaal enden. Das Ärgste aber ist wohl, dass die Funktionäre der Radsportverbände der drei Länder, die

einst gemeinsam mit den veranstaltenden Zeitungen – auch unbezahlt - am Direktionstisch saßen, an den Rand gedrängt worden waren. Vielleicht hatte man in völliger Verkennung des Sachverhalts übersehen, dass sie mit darüber zu entscheiden haben, wenn Termine anzumelden sind und die Internationale Radsportföderation danach über diese Termine und auch über die Kategorien der Rennen zu befinden hat. So weiß man, dass im Ergebnis des unseligen Streits der traditionelle Mai-Termin 2005 nicht mehr im Terminkalender zu finden ist.. Die Variante, den Termin in den Herbst zu verlegen, halte ich persönlich für einen aussichtslosen Rettungsversuch.

So bleibt mir nur, die Daumen zu drücken für ein Überleben der Friedensfahrt und die Versicherung, dass ich, wäre ich Millionär, sie kaufen und ein wenig wie einst betreiben würde. Aber das ist nur ein Traum und das heutige Leben respektiert keine Träume, denn es ist – siehe oben – ein wenig aus den Fugen.

Immerhin will ich die Gelegenheit nutzen, noch einmal allen zu danken, die je dabei waren, wenn die Friedensfahrt sie rief. Sie haben ein Kapitel Radsportgeschichte geschrieben und zwar eins, von dem noch lange zumindest die Rede sein wird.

Übrigens: Ich finde es sehr gut, dass Armin Müllers Friedensfahrererlebnisse in diesem Heft nachgedruckt werden!

„Aufarbeitung“ Werner Seelenbinders ?

Von IRENE SALOMON

Eine Berliner Zeitung hatte das Ereignis angekündigt:  
„Vortrag über Werner Seelenbinder – Ringer, Widerstandskämpfer und Sportidol am 21. 10. 2004 im Rahmen der Ausstellung des Museums `Neukölln bewegt sich - von Turnvater Jahn bis Tasmania...´ Martina Behrendt wird, gestützt auf neueste Forschungsergebnisse, ein differenziertes Bild über Seelenbinder vermitteln“.

Diese Ankündigung verhielt neue Erkenntnisse über den legendären Ringer und so überraschte es nicht, dass um die vierzig Interessierte erschienen waren. Die Referentin begann ihre Ausführungen mit einer überraschenden Feststellung: Sie selbst habe sich erst seit 1990 mit Seelenbinder befasst. Eingeweihte wussten, dass sie seit April 1991 zunächst kommissarisch die Geschäfte des „Sportmuseums Berlin“ geführt hatte. Eine ihrer ersten sporthistorischen Aktivitäten war die Mitgestaltung der Ausstellung „Berlin auf dem Weg nach Olympia“ (4. 10. – 17. 11. 1991) im Ribbeckhaus gewesen. Es fiel auf, dass Werner Seelenbinder damals weder in der Ausstellung noch im Begleitheft erwähnt worden war.

Die erste überraschende Feststellung der Vortragenden gipfelte in der Behauptung, dass bislang keine wissenschaftliche Biographie Werner Seelenbinders vorliege. Das in der DDR Rekordauflagen – auch im Verkauf – erzielende und mit Erfolg verfilmte Buch „Der Stärkere“ von Karl Radetz sei aus ihrer Sicht „nur als Literatur“ zu bewerten. Martina Behrendt versicherte einige Male, dass sie keinesfalls den Ruf Seelenbinders beschädigen wolle, sich aber mit der Leipziger Sportmuseumsleiterin Dr. Gerlinde Rohr darüber einig sei, dass so gut wie nichts über den „Privatmenschen“ Werner Seelenbinder bekannt sei. In einer gewagt tabellarischer Form behandelte sie Seelenbinders Lebenslauf. Wie sparsam sie dabei mit Fakten umging, wurde deutlich, als sie nicht einmal die Gründe seiner drei Verhaftungen durch die Faschisten mitteilte. Und immer wieder wagte sie die Behauptung, es lägen kaum schriftliche Aufzeichnungen über sein privates Leben und seine politischen Aktivitäten vor, wenn man einigen belanglosen Postkarten und mündlich überlieferten, aber sich widersprechenden Aussagen von Freunden und Bekannten absähe. Angeblich hätten weder sein früherer Trainer Erich Rochler noch sein Brandenburger Mithäftling Hans Mickinn je bestätigt, dass ihm die während der Olympischen Spiele

1936 illegal wirkende Kommunistische Partei vorgeschlagen hatte, nach einem möglichen Olympiaerfolg das für jeden Sieger vorgesehene Rundfunkinterview zu nutzen, um gegen die faschistische Verfolgung zu protestieren. Martina Behrendt behauptete sogar allen Ernstes, beide hätten diese Absicht in Frage gestellt, weil die Kommunistische Partei danach noch härtere Verfolgung zu befürchten gehabt hätte. Sie machte an diesem Beispiel erschreckend deutlich, was sie unter „wissenschaftlicher Arbeit“ versteht. Ihre These: Persönliche Unterlagen Seelenbinder sind nicht auffindbar, Zeitzeugen sind verstorben, also muss alles bisher publizierte in Frage gestellt werden. Sie ging sogar so weit, zu behaupten, Seelenbinders Haltung gegenüber dem NS-Regime sei nicht schlüssig belegt. Ihre fatale „Beweisführung“: Seelenbinder habe bei allen „späteren“ sportlichen Wettkämpfen die Hand zum Hitlergruß erhoben habe. Zu der Einschränkung „später“ war sie gezwungen, weil hinlänglich bekannt ist und von niemandem geleugnet wird, dass sich Seelenbinder bei der ersten deutschen Meisterschaft nach der faschistischen Machtübernahme geweigert hatte, den Arm zu heben und deshalb gesperrt worden war. Doch sollte Martina Behrendt damit noch nicht den Höhepunkt ihrer Seelenbinder-„Demontage“ erreicht haben. Sie behauptete allen Ernstes, dass er nur bedingt zur Ringer-Weltelite zu zählen sei. In diesem Stil fortfahrend, folgerte sie: So wie keine persönlichen Aufzeichnungen Seelenbinders vorlägen, fehle es auch an Exponaten, von denen mit Sicherheit gesagt werden könne, dass sie Werner Seelenbinder zuzuschreiben seien. Das Sportmuseum Berlin verfüge über ein einziges Exponat, bei dem man auf Grund der Aussagen verstorbener Zeitzeugen davon ausgehen könne, es handele sich tatsächlich um persönliches Eigentum Seelenbinders: Eine Lederhose. Wer sich die Mühe machen würde, allein die „Spur“ dieser Hose zu verfolgen, würde sehr schnell zu präzisen Auskünften gelangen können, aber daran scheint es dem heutigen Stil der „Aufarbeitung“ zu mangeln.

Hinlänglich bekannt ist, dass Werner Seelenbinder vor seinem Haftantritt den größten Teil seiner persönlichen Habe bei einem treuen Freund, dem Vereinsfunktionär Fritz Schliebener deponiert hatte. Der hatte die Gegenstände auch nach 1945 sorgsam aufbewahrt und war oft von Sportfunktionären gebeten worden, einzelne Stücke für Seelenbinder-Ausstellungen in der DDR zur Verfügung zu stellen. So lichtete sich die Hinterlassenschaft. Eines Tages übergab der schwerkranke Schliebener die Lederhose einem Sporthistoriker, der sie zunächst bei sich zu Hause aufbewahrte und dann dem Berliner Sportmuseum übergab. Das geschah zu einem Zeitpunkt, da Martina Behrendt sich noch nicht mit Sportgeschichte befasste. Der erwähnte Sporthistoriker hatte zu Beginn der achtziger Jahre alle noch lebenden Zeugen der Olympiakämpfe Seelenbinders in der Deutschlandhalle 1936 zu den Fakten befragt und das Material für eine Broschüre der Olympischen Gesellschaft der DDR verwendet. Im Jahr 2000 publizierte er das Ergebnis seiner Recherchen noch einmal in einem Taschenbuch und wiederholte darin das Interview mit dem Zeitnehmer des ersten Seelenbinder-Kampfes, der gleich nach der überraschenden Niederlage in die Kabine geeilt war und dort allein mit ihm über den Kampf geredet hatte. Martina Behrendt schien diese Publikationen nicht zu kennen. Dafür wusste sie, dass Seelenbinders Todes- und Geburtstage in der DDR zu propagandistischen Zwecken benutzt worden waren. Reden seien gehalten worden, die Seelenbinder zum „Idol der Jugend“ stilisieren sollten. Martina Behrendt erwähnte mit keiner Silbe, dass 1984 für die Schüler der Berliner Kinder- und Jugendsportschule, die seinen Namen trug, ein „Werner-Seelenbinder-Kabinett“ eingerichtet worden war. Der im Februar 2005 verstorbene Sporthistoriker Dr. Lothar Skorning hatte es gemeinsam mit dem Fotografen Harry Jahnelt und zwei Architekten geschaffen. Unerwähnt blieb auch das von der Malerin Vera Singer geschaffene Seelenbinder-Triptychon. Demzufolge

auch kein Wort darüber, wo das Gemälde, das im Fundus des Sportmuseums in Niederlehme deponiert war, abgeblieben sein könnte, was niemand besser wissen müsste, als die Leiterin des Museums.

Dafür versicherte Martina Behrendt, dass der letzte Brief Seelenbinders aus dem Zuchthaus Brandenburg in der DDR verfälscht worden sei.

Nach dem Vortrag konnten Fragen gestellt werden. Eine enttäuschte Historikerin aus Neukölln kommentierte Martina Behrendts mehrfach geäußerte Feststellung, dass nichts aus dem Privatleben Seelenbinders überliefert sei, mit der sarkastischen Gegenfrage: „Worum geht es Ihnen denn? Wollen sie wissen, ob er lieber Marmelade oder Honig aß? Das wäre eine Frage, wie sie heute gern gestellt wird, aber nichts mit der Bewertung der Persönlichkeit zu tun hat.“

Der Bemerkung eines Journalisten: „Einen Werner Seelenbinder gab es in Deutschland nur einmal“, widersprach Martina Behrendt mit Nachdruck und versicherte, dass seine politische Einstellung und seine Aktivitäten kaum höher zu bewerten seien, als die antifaschistische Haltung Tausender anderer Arbeitersportler. Sein „Klassenbewusstsein“ sei zudem in Frage zu stellen, wenn man seine Mitteilung an einen Freund auf einer Postkarte lese, dass er bei der AEG Treptow kündigen werde, um als Eisenarbeiter in einem Rüstungsbetrieb in Marienfelde mehr Geld zu verdienen. Diese These war die verwegenste der Martina Behrendt, denn sie negierte die in dem vollstreckten Todesurteil enthaltenen Vorwürfe des Volksgerichtshofs. Es blieben viele Fragen offen. Auch die, was die Behrendt zu diesem Auftritt bewegen haben mochte? Es gibt viele, die mehr über Werner Seelenbinder wissen als sie...

Selbst Willi Daume würde ich dazu zählen, denn der hatte 1986 beim Treffen der Olympiateilnehmer von 1936 bei einer Rundfahrt den Bus am damals noch hinter Hecken versteckten Grab des Ringers halten lassen und seiner gedacht.

## **Boxen im amerikanischen Ghetto**

Von SEBASTIAN DROST

Der französische Soziologe Loïc Wacquant promovierte nach seinem Studium am Collège de France Ende der 1980er Jahre an der Universität Chicago. Von 1988 bis 1992 trainierte Wacquant in dem traditionsreichen Chicagoer Gym „Woodlawn-Yancee Unit, Boys and Girls Club of Chicago – The Club that Beats the Streets“. Wacquant erhob während dieser Zeit ethnographisches Datenmaterial in Form von Aufzeichnungen, Beobachtungen, Fotografien und Tonbandaufnahmen, die die Grundlage seiner Forschung darstellen. Die im August 1988 begonnenen Forschungstätigkeiten schloss Wacquant in praktischer Sicht 1992 ab. Im Jahr 2000 veröffentlichte Wacquant dann die soziologische Studie „Leben für den Ring – Boxen im amerikanischen Ghetto“ (deutsche Übersetzung 2003) .

„Drei Jahre lang habe ich drei- bis sechsmal pro Woche mit den Amateuren und Berufsboxern des Clubs trainiert und mich, vom `shadow-boxing´ vor dem Spiegel bis zum `sparring´ im Ring, konsequent ihrem gesamten Trainingsprogramm unterzogen“ (Wacquant 2003, S. 9).

*Sozialer Raum – Das Ghetto*

Der zentrale Punkt dieser Studie ist die Frage wie Boxen „Sinn machen kann“. Die sozio-ökonomische Rahmenbedingung des amerikanischen Boxens bildet das Ghetto. Wacquant beschäftigte sich intensiv mit der Thematik des Ghettos und weist in seinem Aufsatz „Über Amerika als verkehrte Utopie“ (1997) darauf hin, dass bei der Thematisierung von „Ghettos“ bzw. der als Ghettoisierung bezeichneten Wandlung französischer Vorstädte vielen die Vorstellung von realen Bedingungen von Ghettos fehlt (Wacquant 1997a, S. 169). Wacquant weist explizit darauf hin, dass amerikanische Ghettos und französische Vorstädte sich als „sozial-räumliche Konstellationen“ in Struktur, Entwicklung und Dynamik zutiefst voneinander unterscheiden

(Wacquant 1997a, S. 170). Gemeinsam ist zwar die Tatsache, dass Ghetto und „Vorstadt“ auf nationaler Ebene die unterste Ebene einer „urbanen Hierarchie“ darstellen, aber dies scheint auch schon alles an wesentlicher Gemeinsamkeit zu sein. Erfolgt auf französischer Seite die Ausgrenzung auf Basis von Klassenkriterien, basiert die amerikanische Ghettoisierung auf einer „jahrhundertealten rassistischen Basis“ (Wacquant 1997a, S. 170). Lässt sich das Unsicherheitsgefühl in französischen Vorstädten auf jugendliche Kleinkriminalität zurückführen, so ist die Unsicherheit amerikanischer Ghettos in der Realität von Morden, Vergewaltigungen und anderen Gefahren begründet (Wacquant 1997a, S. 171). Wacquant belegt diese Realität mit juristischen Daten für die (damalige) Drei-Millionen-Metropole Chicago aus dem Jahr 1988. Vor dem Strafgericht Cook County wurden 56.204 Hauptanklagepunkte verhandelt: 3.647 Fälle schwerer Körperverletzung, 8.419 Vergewaltigungen, 1.584 bewaffnete Raubüberfälle, 2.569 Fälle „bewaffneter Gewalttätigkeit“ und 2.009 Fälle von Mord und vorsätzlicher Tötung (Wacquant 1997a, S. 172). Die Mehrzahl dieser Verbrechen wurde in den schwarzen Vierteln des Ghettos begangen, von Bewohnern an Bewohnern. Wacquant berichtet in seinem Aufsatz „The Zone“ von Untersuchungen, denen zur Folge die Wahrscheinlichkeit junger Männer, eines gewaltsamen Todes zu sterben, in Ghettos wie beispielsweise Harlem höher liegt, als bei Soldaten, die während des Höhepunktes des Vietnamkrieges an die Front geschickt wurden (Wacquant 1997b, S. 188). Sind Metropolen in der Regel durch eine überaus komplexe Struktur einer Dienstleistungsgesellschaft gekennzeichnet, entwickelt sich die soziale Struktur eines Ghettos aufgrund steigender Arbeitslosigkeit zu einer größeren Homogenität. (Wacquant 1997a, S. 174). Angesichts des Zusammenbruchs des Marktes für Lohnarbeit und der unzureichenden Sozialhilfe bleibt vielen Ghattobewohnern nur die „informelle Ökonomie der Straße“, der Drogenhandel. Die Konsumenten

finanzieren sich ihre tägliche Drogen-Dosis häufig mit Diebstahl und Straßenkriminalität. Die Ökonomie des Ghettos wird weiterhin bestimmt von Schwarzarbeit, Tagelöhneri, Blutspenden, Prostitution, Handel mit Lebensmittelkarten oder Krankenscheinen oder vielem mehr (Wacquant, 1997a, S. 74 f.) Der Staat hat nach Angaben Wacquants die Kontrolle über das Territorium des Ghettos größtenteils verloren. So hat die Chicago Housing Authority als Institution zur Verwaltung des sozialen Wohnungsbaus neben 200.000 offiziellen Mietern zusätzlich 60.000 bis 100.000 illegale Bewohner, wie 60.000 Familien auf der offiziellen Warteliste zu stehen (Wacquant 1997a, S. 175). Am deutlichsten wird die fortgeschrittene Verarmung und Benachteiligung des öffentlichen Sektors im öffentlichen Bildungs- bzw. Schulsystem erkennbar: In Chicago rekrutieren sich die Schüler öffentlicher Schulen der „inner city“ zu 85 Prozent aus schwarzen und Latino-Familien. Wacquant beschreibt das schulische Niveau so, dass ein Schüler des Martin-Luther-King-Gymnasiums die oberste Klasse abschließen kann, ohne einen vollständigen Satz schreiben zu können oder elementares Bruchrechnen zu beherrschen. Dieser Trend wird staatlich gefördert, indem die Schulbehörde von Chicago für die Schulen der „inner city“ nur die Hälfte des Betrages verwendet, die die Schulen der finanziell gut gestellten Vororte erhalten. (Wacquant 1997a, S. 176 f). Der negative Status des öffentlichen Schulwesens lässt sich auch an der Tatsache ablesen, dass keiner der letzten fünf Bürgermeister Chicagos seine Kinder auf öffentliche Schulen geschickt hat, ebenso über die Hälfte der universitären Lehrkörper. Wacquant charakterisiert die Entwicklung des Verfalls abgetrennter Enklaven der „inner city“, der Flucht der schwarzen Mittelklasse und den Entindustrialisierungsprozess ganzer Stadtteile zusammenfassend als „urbane Politik geplanter Verwahrlosung“, der vom amerikanischen Staat seit den

1960er Jahren gezielt vorangetrieben wird (Wacquant 1997a, S. 171).

#### *FENSTER ZUM GHETTO*

Wacquants Entschluss zur Analyse der Soziologie des Boxens, entspricht nicht seiner ursprünglichen Intention. Der eigentliche Focus der Untersuchung war, „soziale Strategien der Jugendlichen des Viertels“, also die Untersuchung sozialer Strategien eines Ghettos, dessen Boxhalle, das GYM, Wacquant ursprünglich als „Fenster zum Ghetto“ dienen sollte (Wacquant 2003, S. 14 f). Diese ursprüngliche Absicht verwarf Wacquant nach sechzehn Monaten beharrlicher Präsenz und erfolgreicher Inthronisierung als Mitglied des engeren Zirkels des Clubs und mit Einwilligung aller Beteiligten: „Die Menschen von Woodlawn haben mir Vertrauen und Freundschaft entgegengebracht. Ich war nicht nur in der Trainingshalle einer von ihnen, sondern begleitete sie auch bei anderen Gelegenheiten (...) Sie nahmen mich ebenso in die Kirche oder zum Friseur mit, um mir einen „fade“ schneiden zu lassen, wie zu einer Partie Billard in die Stammkneipe und ließen mich Rap hören, bis er mir zu den Ohren herauskam. Bei einem politisch-religiösen Meeting der Nation of Islam, wo ich mich als einziger nichtgläubiger Europäer unter zehntausend gläubigen, ekstatischen Afroamerikanern wiederfand, habe ich sogar dem Minister Louis Farrakhan applaudiert. Ich habe an drei Beerdigungen, zwei Hochzeiten, vier Geburten und einer Taufe teilgenommen und 1992 die tiefe Trauer anlässlich der Schließung des GYM von Woodlawn geteilt, das ein Jahr später einer Maßnahme städtischer „Sanierung“ zum Opfer fiel. (Wacquant 2003, S. 10 f.).

#### *DAS GYM ALS SCHUTZSCHILD*

„GYM“ ist die Bezeichnung für eine Boxhalle. Wacquant beschreibt das GYM als eine „Schmiede, die den Boxer hervorbringt“. Aber diese Definition allein fasst die Komplexität nicht. Das GYM erfüllt mehrere Funktionen: In erster Linie die Isolation vor den Straßen des Ghettos. Es ist

ein Schutzschild gegen die Unsicherheiten und Ungerechtigkeiten des täglichen Lebens (Wacquant 2003, S. 20). Der Vergleich mit einer heiligen Stätte wird herangezogen, die einen geschützten Raum darstellt, der nicht allen zugänglich ist. Zweitens wertet Wacquant das GYM als eine Schule der Moral, der Disziplin, der Gruppenzugehörigkeit und als Schule des Respekts vor anderen wie vor sich selbst, die die Autonomie des Willens fördert. Letztlich bedeutet die Zugehörigkeit zu einem GYM die Akzeptanz in einem Männerbund, der die Möglichkeit bietet, aus der Anonymität herauszutreten und Bewunderung und Beifall der lokalen Gesellschaft auf sich zu ziehen (Wacquant 2003, S. 20). Als boxerischen Habitus bezeichnet Wacquant die Aneignung eines komplexen körperlichen Mechanismus und mentaler Schemata, die so eng miteinander verbunden sind, dass zwischen Physischem und Spirituellem, zwischen athletischen Fähigkeiten und moralischem Vermögen nicht mehr unterschieden werden kann (Wacquant 2003, S. 21). Wacquant geht von einer Doppelbeziehung des GYM aus, von Symbiose und Opposition zu seinem Viertel und dem bitteren Alltag des Ghettos (Wacquant 2003, S. 21). „Sie (die Boxhalle, A. d. A.) bezieht ihre Mitglieder aus der Jugend des Ghettos und stützt sich auf eine maskuline Kultur des physischen Muts, des individuellen Ehrbegriffs und der körperlichen Leistungsfähigkeit, bildet jedoch gleichzeitig einen Gegensatz zur Straße: hier Ordnung, dort Unordnung; hier individuelle und kollektive Regulierung der Leidenschaft, dort private und öffentliche Anarchie; hier die kontrollierte und konstruktive Gewalt – zumindest hinsichtlich des sozialen Lebens und der Identität des Boxers – eines streng geregelten und klar begrenzten Austauschs, dort die sinn- und hirnlose Gewalt der unkalkulierbaren, ausufernden Konfrontationen, die charakteristisch für die Bandenkriminalität und den Drogenhandel im Viertel sind.“ (Wacquant 2003, S. 60).

*„JEDE STUNDE IM GYM IST EINE WENIGER AUF DER STRASSE“*

Die Boxhalle (GYM) ist im „Woodlawn-Yancee Unit, Boys and Girls Club of Chicago – The Club that Beats the Streets“ beheimatet. Bereits im Namen des Clubs ist der pädagogische Auftrag definiert. Das Gebäude, in dem die Boxhalle untergebracht ist, wird zur Hälfte als Kinderhort benutzt. Der Club finanziert lediglich den Unterhalt des Gebäudes. Die Betreuung der Boxer erfolgt ausschließlich auf ehrenamtlicher Basis. Eine beträchtliche Anzahl von Wacquants Trainingspartnern oder „Freunden“ von Woodlawn sind zum Boxen konvertierte Straßenkämpfer. Der Club bietet die Möglichkeit zum Aufbau sozialer Beziehungen, die außerhalb nicht mehr gegeben sind. Dieser kollektive Rückzug macht das Leben in der Boxhalle erst möglich und stellt gleichzeitig seine Anziehungskraft dar (Wacquant 2003, S. 31). Wacquant berichtet von dem ausdrucksstarken Zitat: „Jede Stunde im GYM ist eine weniger auf der Straße“. Aussagen von Berufsboxern bestätigen diese Einstellungen; Sie wären ihrer Ansicht nach sonst endgültig in die Kriminalität abgerutscht. Unterstützt wird dies mit dem Hinweis, dass viele berühmte Boxer wie Sonny Liston, Floyd Patterson oder Mike Tyson ihre ersten Boxlektionen im Gefängnis erhalten haben (Wacquant 2003, S. 32). Der ehemalige Halbschwergewichtsweltmeister Mustafa Muhammad wird mit folgenden Worten zitiert: „Wenn ich nicht Boxer geworden wäre, hätte ich Banken ausgeraubt. Es gab Zeiten, in denen ich das tun wollte. Drogen wollte ich nie verkaufen. Ich wollte besser sein, also wollte ich Bankräuber werden“ (Wacquant 2003, S. 32). „Das Boxen hat mich aus dem Sumpf herausgeholt und zu einem akzeptablen Menschen gemacht. Wäre das nicht gewesen, würde ich heute Heroin verkaufen, oder wäre tot, oder im Gefängnis“ (Pinklon Thomas WBC-Weltmeister im Schwergewicht im Jahr 1985; Wacquant 2003, S. 32).

### *KONVERSATION*

Der Club ist nicht nur Ort körperlichen Trainings, sondern auch der Ort von „Geselligkeit“ in Georg Simmels Auslegung. Es finden reine Assoziationsprozesse statt, die sich selbst genügen und keinen oder nur einen sozial unbedenklichen Inhalt aufweisen. Es existiert ein ungeschriebenes Gesetz, nach dem jeglicher Status, arbeits-, familiäre- oder seelische Probleme und Verpflichtungen nicht über die Türschwelle des GYM gelangen, sondern draußen bleiben. Lediglich Sportereignisse haben ihren Platz in der Konversation (Wacquant 2003, S. 42). Die Abgeschlossenheit der Boxhalle von der Außenwelt stellt die Grundlage der „Politik des Trainers“ dar, wie Wacquant es formuliert. Diese Abgeschlossenheit ist gekennzeichnet von der Nichtthematisierung von Ereignissen des öffentlichen Lebens, egal ob auf kommunaler oder nationaler Ebene (Wacquant 2003, S. 33). „Am 11. November 1988 begrüße ich alle per Handschlag. Ob er (DeeDee, A. d. A.) zur Wahl gegangen sei? `Jaja, ist erledigt, heute morgen´ sagt er eintönig. Es scheint ihn nicht weiter zu bewegen. Ich frage ihn nach seiner Meinung zum Wahlkampf und ob Bush oder Dukakis seiner Meinung nach gewinnen würde: `Das schert mich einen Dreck, Loui. Was außerhalb dieser Wände geschieht, ist mir schnuppe. Das hat keinerlei Bedeutung für mich. Es zählt nur, was innerhalb dieser vier Wände hier stattfindet. Alles andere ist mir vollkommen egal.´ Mit einer lässigen Handbewegung nach draußen beendet er die Diskussion“ (Wacquant 2003, S. 34).

### *AMATEURBOXEN UND BERUFSBOXEN*

Es wird eine strikte Trennlinie zwischen Amateurboxen und Berufsboxen gezogen. Auch jahrelange Praxis im Amateurboxen bedeutet nicht unbedingt Kenntnisse über Sitten und Gebräuche des Profiboxens zu besitzen. Wacquant erwähnt neben nicht durchsichtigen finanziellen Aspekten vor allem die unterschiedlichen Wettkampffregeln, die so divergieren, dass man von „zwei verschiedenen

Sportarten“ sprechen kann. Geht es bei den Amateuren um das Sammeln von Punkten und hoher Interventionsmöglichkeit des Schiedsrichters, so geht es im Profiboxen um das „Anschlagen“ des Gegners. Wacquant zitiert den Trainer eines anderen GYM mit folgenden Worten: „Berufsboxen ist kein Kinderspiel, weißt du, sondern da prügeln sie dir die Birne weich. Das ist ein hartes Spiel, wenn du zu den Profis wechselst, dann ist es ein hartes“ – er korrigiert sich – „nein, das ist kein Spiel. Bei den Amateuren kannst zu Spaß haben. Die Profis wollen dich umbringen“ (Wacquant 2003, S. 56).

#### *MYTHOS DER BOXERISCHEN HERKUNFT*

Unbestritten ist, dass fast alle Boxer aus den unteren Gesellschaftsschichten kommen, Wacquant verweist auf die jeweils „neuen“, von der Immigration gespeisten Fraktionen der Arbeiterklasse. Anlässlich des „Golden Gloves“ Amateurturniers im Jahr 1989 macht DeeDee Armour (der Trainer) Wacquant auf folgendes aufmerksam: „Wenn du wissen willst, wer in der Gesellschaft ganz unten steht, musst du dir nur anschauen, wer boxt. Für die Mexikaner ist es heute härter, als für die Schwarzen“ (Wacquant 2003, S. 46). Dennoch widerlegt Wacquant den gern gepflegte Mythos des „hungry fighters“, wie er beispielsweise von Mike Tyson verkörpert wird. In aller Regel kommen Boxer nicht aus den untersten Fraktionen des Ghetto-Subproletariats (nach Auffassung Wacquants ist das Vertreten dieser These ein „pseudo-wissenschaftlicher Diskurs“ [Wacquant 2003, S. 48]), sondern stammen aus den Randbereichen der Arbeiterklasse, die auf dem Weg zu einer stabilen sozioökonomischen Integration sind (Wacquant 2003, S. 46 f.). Die Selektion ist keine Folge materiellen Ausschlusses, sondern erfolgt über die Vermittlung moralischer und körperlicher Dispositionen. Folgende Dispositionen werden als Voraussetzungen für boxerische Praxis genannt: Geregeltes Leben, Sinn für Disziplin, physische und mentale Askese. Diese Eigenschaften können unter – von chronischer

Instabilität und zeitlicher Desorganisation geprägten sozialen und ökonomischen Bedingungen – nicht ausgebildet werden. „Ohne ein gewisses Maß an objektiver persönlicher und familiärer Stabilität ist der Erwerb der zur erfolgreichen Ausübung dieser Sportart notwendigen körperlichen und moralischen Voraussetzungen wenig wahrscheinlich“ (Wacquant 2003, S. 47).

Wacquant zitiert den Boxer „Butch“: „Im GYM lernst du Disziplin, Selbstkontrolle. Du lernst früh zu Bett zu gehen und früh aufzustehen, `roadwork´ (morgendliches Lauftraining) zu erledigen, auf dich zu achten, das Richtige zu essen. Also, dein Körper ist eine Maschine und die muss in Schuss sein. Du lernst es dich beim Ausgehen einzuschränken, nicht mehr auf der Straße rumzuhängen und Dummheiten zu machen. Du bekommst so was wie eine Soldatenmentalität, wie in der Armee, und das ist gut für dich“ (Wacquant 2003, S. 60).

Auch anhand statistischer Daten weist Wacquant nach, dass das sozio-ökonomische Profil und das Bildungsniveau der Berufsboxer spürbar über dem Durchschnitt der Ghettobewohner liegt (Wacquant 2003, S. 48). Berufsboxer stammen in der Regel aus den traditionellen Arbeiterfamilien oder sie haben das Ziel, diesen Status zu erreichen. Mittel zum Erreichen dieses Ziels ist das Erlernen eines qualifizierten Handwerks. Als ein solches betrachten sie das Berufsboxen. Berufsboxen genießt in ihrer nächsten Umgebung ein hohes Ansehen und bietet zudem die Möglichkeit, viel Geld zu verdienen (Wacquant 2003, S. 49). Die Mehrheit der Mitglieder des gym von Woodlawn gehen einer festen (Teilzeit-)Beschäftigung nach, sind etwa Wächter, Tankstellenwärter, Maurer, Straßenreiniger, Lagerverwalter, Bote, Sportlehrer in städtischen Parks, Angestellte im Reprographiebetrieben, Hilfsarbeiter, Feuerwehrmänner, Kassierer oder Erzieher. Wichtige Indikatoren, die sie von den Ghetto-Bewohnern unterscheiden, sind: Herkunft aus intakten Familien, Boxer sind häufig verheiratete Familienväter, Boxer verfügen über

die Mitgliedschaft in einer formellen Organisation (dem Boxclub) und das gilt im sozialen Raum des Ghettos als absolutes Privileg.

*SPORT AUS REFLEXIVER SICHT*

Wacquant resümiert Boxsport als Gesamtheit traditionell effizienter Techniken, die sich aus praxisimmanenten Schemata zusammensetzen. Boxen beschreibt die Verinnerlichung der – den Boxer charakterisierenden Dispositionen – bei denen es sich im Wesentlichen um einen Prozess der körperlichen Erziehung und physiologischer Sozialisation handelt. Entsprechend der Anforderungen des Feldes besteht die „pädagogische Arbeit“ in dem Umbau und Ersatz des „wilden Körpers“ durch einen „habitualisierten Körper“ (Wacquant 2003, S. 63).

*TEILNEHMENDE BEOBACHTUNG*

Die hier angewandte Methode der teilnehmende Beobachtung hat den Vorteil, dass sich das empirische Datenmaterial aus der natürlichen Umgebung der Boxer generiert. Die beschriebenen Verhaltensweisen und Aussagen werden nicht gezielt herbeigeführt. Die Methode der teilnehmenden Beobachtung kann zur „beobachtenden Teilnahme“ (Wacquant 2003, S. 12) umschlagen und sich sogar ins Problematische kippen.

LITERATUR

WACQUANT, LOÏC, 1997A

Über Amerika als verkehrte Utopie

In: Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens. Pierre Bourdieu et al. (Hrsg.), S. 169 – 178. Konstanz: UVK Universitätsverlag Konstanz GmbH

WACQUANT, LOÏC, 1997B

The Zone

In: Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens. Pierre Bourdieu et al. (Hrsg.), S. 179– 193. Konstanz: UVK Universitätsverlag Konstanz GmbH

WACQUANT, LOÏC, 2003

Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto  
Konstanz: UVK Universitätsverlag Konstanz GmbH

Als der DDR-Sport  
„verfassungsfeindlich“ war  
Stellungnahme von FRIEDRICH KARL KAUL

*Am 5. November 1962 schrieb der renommierte Rechtsanwalt Friedrich Karl Kaul für den DTSB das folgende Gutachten über das Urteil des Bundesgerichtshofs, den Deutschen Turn- und Sportbund für verfassungsfeindlich zu erklären und damit faktisch auf dem Boden der BRD zu verbieten und der strafrechtlichen Verfolgung auszusetzen..*

Eine der wesentlichsten Voraussetzungen für die von Bonn betriebene Politik der Intervention gegen die Deutsche Demokratische Republik ist die Verhinderung jeder Verständigungsmöglichkeit zwischen der westdeutschen Bevölkerung und unseren Bürgern. Wenn auch bei Begründung des Bundesgerichtshofs von dem damaligen Präsidenten dieses obersten westdeutschen Spruchgerichts hoch und heilig versichert wurde, daß die Ausübung der Justiz in politischen Strafverfahren durch den Karlsruher Bundesgerichtshof nur der Verfolgung krimineller Verbrechen dient, hat sich gerade der Bundesgerichtshof und insbesondere sein politischer (3.) Strafsenat durch seine Rechtsprechung zum Wegbereiter der Bonner Interventionspolitik ... gemacht.

In diesen Rahmen fällt auch die am 14. März 1961 von dem 3. Strafsenat des Bundesgerichtshofs verkündete „Grundsatz“-Entscheidung, in der der Deutsche Turn- und Sportbund der Deutschen Demokratischen Republik für „verfassungsfeindlich“ erklärt und als Ersatzorganisation der verbotenen KPD bezeichnet wird (Az. 1 StE 5/60).

Der Notwendigkeit der Bonner Interventionspolitik folgend, stellt das Gericht die Behauptung auf: Jede Begegnung zwischen Sportlern der beiden deutschen Staaten, jedes Gespräch über Probleme des Sports, wenn es „im Sinne der SED-Ziele“ geführt wird, sei „politische Wühlarbeit gegen die Bundesrepublik“. Mit dieser durchsichtigen Feststellung soll den politischen Abteilungen der Staatsanwaltschaften der einzelnen westdeutschen Länder die juristische Handhabe gegeben werden, jeden Bürger beider deutscher Staaten unter Anklage zu stellen, der für den friedlichen sportlichen Wettbewerb zwischen den Sportlern aus Ost und West eintritt.

Mit diesem Grundsatzurteil gegen den gesamtdeutschen Sport, das, wie gesagt, richtungweisend für alle politischen Sondergerichte der Bundesrepublik ist, soll die politische Sonderstrafjustiz gegen alle Anhänger einer friedlichen demokratischen Entwicklung, alle Befürworter normaler Sportbeziehungen zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und der Bundesrepublik mobilisiert werden. Es ist bekannt, daß seit 1951 - der Verabschiedung des Blitzgesetzes durch den Bundestag - bis Ende des Jahres 1961 etwa 200.000 staatsanwaltschaftliche Ermittlungsverfahren mit etwa einer halben Million Betroffener gegen die Gegner der Remilitarisierung, der atomaren Aufrüstung und Notstandsgesetzgebung eingeleitet wurden.

...

Wie alle diese Urteile gegen die friedlichen gesamtdeutschen Kontakte ist auch das „Sportlerurteil“ ein Ausdruck für die verständigungsfeindliche Politik der Bundesregierung, die von dem Ziel getragen ist, gewaltsam ... die Deutsche Demokratische Republik der Bundesrepublik einzuverleiben. Der Staatsanwalt wird mobilisiert, um dem so natürlichen Wunsch aller deutschen Sportler, die gegenseitigen Sportverbindungen zu verstärken entgegenzutreten, um auf diese Weise jede, aber auch jede sinnvolle Kontaktmöglichkeit zwischen den Bürgern beider deutscher Staaten zu unterbinden. Wie hoffnungslos die Verwirklichung dieser Absichten gerade auf dem Gebiet des Sports ist, ergibt

sich aus der Tatsache, daß nach den Angaben des westdeutschen Amtes für Verfassungsschutz allein in den Monaten Januar bis Oktober 1960 rd. 20.000 Jugendliche und Sportler aus der Bundesrepublik zu „gesamtdeutschen Treffen“ in die Deutsche Demokratische Republik kamen. Schon seit Jahren werden politische Prozesse gegen verständigungs-bereite Sportler aus beiden deutschen Staaten vor den westdeutschen Sondergerichten durchgeführt.

Bereits 1953 wurde der weltbekannte Rennfahrer Manfred von Brauchitsch wegen seiner Mitarbeit im „Komitee für Einheit und Freiheit im deutschen Sport“ des Hochverrats bezichtigt und verhaftet. In Dortmund standen im Jahre 1959 Helmut Schebeck und drei weitere Mitarbeiter dieses Komitees unter der Anklage der „Staatsgefährdung“ und der „Geheimbündelei“ vor dem politischen Sondergericht. Das „Grundsatzurteil“ des Bundesgerichtshofs vom 14. März 1961 geht jedoch weit über alle Urteile, die in derartigen Verfahren bislang ergangen waren, dadurch hinaus, daß der Deutsche Turn- und Sportbund schlechthin zur Ersatzorganisation der KPD erklärt wird. ... Auf diese Weise wird jeder Gegner der Bonner Atomkriegspolitik zum „Kommunisten“ und damit zum „Staatsfeind“ gestempelt.

Bericht über ein Festkolloquium und über die  
Vergesslichkeit von  
Wissenschaftlern  
Von JOACHIM FIEBELKORN

Es gibt eine nicht ermittelbare Zahl früher in der DDR tätiger Wissenschaftler, die seit rund 15 Jahren an partieller Vergesslichkeit leiden. Es gibt auch eine beträchtliche Zahl neu im Osten Deutschlands angesiedelter Wissenschaftler, die nicht vergessen müssen, weil sie (auch partiell) gar nicht erst wissen wollen. Vor allem Angehörige beider Kategorien trafen sich am 15. November 2004 in der Aula der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Jena, um mit einem Festkolloquium den 75. Jahrestag der Landesturnanstalt, einer Einrichtung der Universität, zu feiern, die später in Institut für Leibesübungen umbenannt worden war. Ab 1948 gab es dann an der Universität das Institut für Körpererziehung, aus dem schließlich die Sektion Sportwissenschaft wurde. Seit 1990, dem Jahr, in dem alles anders zu werden begann (auch mancher Leut' Gedächtnis), heißt die Einrichtung nun Institut für Sportwissenschaft.

Man verzeihe uns die etwas umständliche Einleitung, aber sie macht die wechselvolle Geschichte der Landesturnanstalt/des Instituts deutlich und auch die anfangs erwähnte Amnesie einer großen Gruppe ansonsten meist hoch gebildeter Wissenschaftler. Folgte man deren schriftlichen und mündlichen Auslassungen zum Thema, hätte man nämlich lediglich den 35. Jahrestag feiern können, da nach ihrem Verständnis 40 Jahre lang an der Universität Jena keinerlei Sport stattgefunden hat

Das beginnt mit dem vom Institut herausgegebenen Sonderheft der Schriftenreihe „JENAER BEITRÄGE ZUM SPORT“. Auf siebzehn Seiten des 34seitigen Heftes werden in anschaulicher Weise die Lehrstühle und Fachbereiche des Instituts vorgestellt, vierzehn Seiten schildern seine Geschichte. In all der Fülle an Informationen, Berichten und Schilderungen finden sich ganze zwei Sätze, die über den Sportbetrieb an der Universität zwischen 1948 und 1989 Auskunft geben. Zum Standardangebot im Hochschulsport wurde aufgeschrieben: „Dies konnte seit 1990 trotz gleichzeitigem rasanten Abbau der hauptamtlichen Mitarbeiter kontinuierlich erweitert werden. Waren im Studentensport in der DDR-Zeit bis zu 24 Sportlehrer und Lehrerinnen beschäftigt, die etwa 3000 Studierende in Sportgruppen direkt betreuten, so sind es jetzt zwei.“ Über die sich aus diesem Schwund ergebenden Qualitätsunterschiede wird nicht berichtet.

Auch der Institutsdirektor, Prof. Dr. Frank DAUMANN, gibt in seinem Vorwort dazu keinerlei Auskunft.

Nach genannter Lektüre und geweckten Interesse suchte der Autor Kontakt zu ehemaligen Mitarbeitern der Jenaer sportwissenschaftlichen Aus-bildungseinrichtung, die ihn ausführlich über die „vergessenen“ 40 Jahre und über den Verlauf der Festveranstaltung informierten.

Bereits 1948 wurde das Institut für Körpererziehung gegründet, um Neulehrern und Abiturienten die Möglichkeit zur Ausbildung als Sportlehrerin bzw. Sportlehrer zu bieten. Mancher von ihnen bestimmte

später als Assistent, Lektor, Dozent und Professor das anerkannte Niveau der Lehre und Forschung über Jahrzehnte mit. An der Ausbildung von Fachlehrern für Körpererziehung, die bis in die 60er Jahre für Lehrer der Mittelstufe in einem dreijährigen und für Oberstufenlehrer in einem fünfjährigen Ausbildungszyklus erfolgte, hatten Fachkräfte wie Horst Götze, Wolfgang Gutewort, Willi Schröder, Lothar Köhler, Georg Buschner, Erich Blum und Hans Weckel wesentlichen Anteil. Es sei vervollständigend bemerkt, dass in den fünfziger Jahren an den Universitäten und Hochschulen der DDR der Sportunterricht für die Studierenden aller Studieneinrichtungen obligatorisch wurde.

Nach der Gründung von Sektionen im Zuge der 3. Hochschulreform veränderten sich auch in Jena die Bedingungen für den Wissenschafts- und Lehrbetrieb. Die 1968 gegründete Sektion Sportwissenschaft bildete bis zum Ende der DDR auf der Grundlage eines Lehrprogramms, das für alle Sportlehreinrichtungen der DDR verbindlich war, in einem Fünfjahresstudium Lehrer in zwei Fächern für die allgemeinbildende polytechnische Oberschule aus. Wir wollen uns mit diesen knappen Informationen begnügen.

Die Arbeit der Sektion in Forschung und Lehre fand in der internationalen Sportwissenschaft reichlich Anerkennung. Fünfzehn Jahre nach Ende der DDR soll das alles ersatzlos gestrichen werden.

So erinnerte dann auch beim Festkollegium keiner der Redner daran, dass Thüringens Kultusminister Fickel im Dezember 1990 gemeinsam mit dem neuen Senat der Universität die Abwicklung von Einrichtungen der Forschungs- und Lehrstätte und die Entlassung von Hochschullehrern eifrig betrieben hatte.

Lediglich Rolf Beilschmidt, in der DDR ein bekannter, erfolgreicher Hochspringer, der als Vertreter des Landessportbundes das Wort ergriff, nannte die Namen verdienstvoller Lehrkräfte und erinnerte daran, dass die Zusammenarbeit zwischen der Sportwissenschaft und dem Vereinssport seine traditionellen Wurzeln in der DDR hat.

Es ist bezeichnend genug, dass für den Festvortrag ein Gast aus Köln eingeladen wurde: Studiendirektor Dr. Karl Lennartz, Geschäftsführer des Carl und Lieselott Diem-Archivs an der Olympischen Forschungsstätte der Deutschen Sporthochschule Köln. Es sei daran erinnert, dass dieser Mann in unserer Zeitschrift schon einmal massiver Geschichtsfälschungen überführt wurde.<sup>2)</sup> Zu seiner Ehre aber sei bemerkt, dass er eigene Zweifel bekundete, als Bewohner des „äußersten Westens“ genügend Vorwissen zu haben, um dem Anspruch der Feierstunde gerecht zu werden. Was dann folgte, waren in mehr als 60 Minuten historische Reminiszenzen an Ereignisse und Personen der deutschen Ausbildungsgeschichte im Bereiche des Sports und natürlich auch an die Denkschrift Carl Diems vom September 1919 zur Deutschen

Hochschule für Leibesübungen. Lennartz nannte dabei schließlich auch die Ausrichtung der Ausbildung auf die Anforderungen der Nazis unter der Regie des faschistischen Institutsdirektors Hans Ebert.

Nach dem Verweis auf die Nazizeit erwartete das Publikum Ausführungen zur Sportlehrerausbildung in der Zeit von 1948 bis 1990. Und die kamen. In der Rekordzeit von 26 sec trug Lennartz die für ihn nennenswerten Kenntnisse über 40 Jahre sportwissenschaftliche Lehre und Forschung in der DDR vor. Eine Spitzenleistung für geschichtswissenschaftliche Synthese.

Der Institutsleitung ist nicht nachzusagen, sie hätte keinen Besseren gefunden. Sie wollte keinen Referenten, der dem komplexen Anspruch, die 75-jährige Geschichte der Einrichtung zu würdigen, entsprochen hätte. Man kann voraussetzen, dass Daumann wusste, wer Lennartz ist und was von ihm zu erwarten war.

So hat Daumann zu verantworten, dass auch und vor allem die Studienleistungen tausender Jenaer Absolventen ignoriert und der Vergessenheit anheim gegeben werden sollten. Der von ihm gesteuerte Vorgang ordnet sich ein in die Bestrebungen, die DDR, ihre Geschichte, ihre Kultur, ihre vielfältige Identität auszulöschen.

Hegel schrieb dereinst, man könne aus der Geschichte der Völker lernen, dass die Völker aus der Geschichte nicht lernen. Die Organisatoren jenes Kolloquiums waren sehr bemüht, Hegels Erkenntnis neue Grundlagen zu schaffen.

#### **ANMERKUNGEN**

1) JENAER BEITRÄGE ZUM SPORT, S. Jena S. 17

2) Joachim Fiebelkorn, : Chronique scandaleuse, 2002, in Beiträge zur Sportgeschichte, Berlin S. 85 - 89

## **Wer wann die Spartakiade erfand** Von KLAUS HUHN

Im „Sport-Brockhaus“ (Wiesbaden) von 1984 findet man unter dem Begriff „Spartakiade“ folgenden Hinweis: „(nach – Spartacus) Bez. für Sportveranstaltungen in sozialist. oder

kommunist. Ländern, wie die S. der Völker der UdSSR oder Armee-S. In der Dt. Dem. Rep. gibt es seit 1965 Kinder- und Jugend-S. mit Sommer und Winterwettbewerben. Sie führen über Vorausscheidungen, Kreis-S. und Bezirks-S. zu den Finalwettbewerben. Die Endwettkämpfe der Sommer-S. finden bei den Turn- und Sportfesten der Dt. Dem. Rep. in Leipzig statt. Bei der IX. Kinder- und Jugend-S. (1983) fielen in 19. Sportarten 856 Entscheidungen der versch. Altersklassen. Die Gesamtteilnehmerzahl liegt bei jeweils 4 Mio. Die erste S. fand 1921 in der Tschechoslowakei statt.“ Der einbändige Große Brockhaus von 2003 liefert die Definition: „Spartakiade (nach Spartacus) die, große Sportveranstaltung in den früheren kommunistischen beziehungsweise sozialistischen Länder die zur Talentesichtung und auch zur politischen Selbstdarstellung dienten.“

Wie der „Sport-Brockhaus“ korrekt mitgeteilt hatte, war die erste Sport-Spartakiade 1921 in Prag ausgetragen worden, die letzten umfassenden Kreisspartakiaden in der DDR dürften 1989 stattgefunden haben.

Die Frage, wie wer wann auf die Idee gekommen war, einem Sportfest diesen Namen zu geben, ist nur selten untersucht worden. Unsere Fakten stützen sich auf das 1975 im DDR-Sportverlag erschienene Buch „Die Urenkel des Spartacus“ von Klaus Ullrich.

...

Exakt 1994 Jahre, nachdem der Ausbruch des gewaltsam in die Gladiatorenschule von Capua verschleppten Sklaven Spartacus Rom beunruhigte – sein Aufstand gegen Rom scheiterte letztlich an der Uneinigkeit der an der Spitze der unter geflohenen Sklaven großen Zulauf gefundenen Armee Agierenden - erschien der Name des längst Vergessenen auf Plakaten an den Zäunen des Prager Maniny-Stadions und kaum jemand in der tschechischen Metropole konnte sich erklären, worum es eigentlich ging.

Man schrieb den Juni 1921 auf den Plakaten wurde für die „Spartakiade der FDTJ“ (Abkürzung eines damaligen Arbeitersportverbandes) geworben. Wer war auf die Idee gekommen, den legendären Gladiator der Antike zum Namensgeber für ein Sportfest der Arbeitersportler zu wählen?

Die Antwort lautete: Ein gewisser Jiri Frantisek Chaloupecky. Was die Frage auslöst: Wer dieser Mann? Was waren seine Motive? Und: Was mochte ihn auf die Idee gebracht haben, diesem Namen einen Platz in der Geschichte des Sports zu sichern?

Tatsächlich war der Name Spartacus bereits am 27. Januar 1916 verwendet worden, und zwar in Berlin als eher anonyme Unterschrift unter eine hochbrisante politischen Flugschrift. Wie es dazu gekommen war blieb auch lange unklar. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts befragte ich den Berliner Arbeiterfunktionär und Historiker Professor Rudolf Lindau, der mir bestätigte, dass er der letzte Überlebende einer Gruppe von Revolutionären sei, die sich in den Januartagen 1916 um Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg geschart hatten, um den Kampf gegen den imperialistischen Krieg zu intensivieren. Sie verfassten „Politische Briefe“ an Sozialdemokraten, von denen sie vermuteten, dass sie Aktionen gegen den Krieg unterstützen würden. Jene „Briefe“ waren am 27. Januar 1916 zum ersten Mal mit der einleitenden Bemerkung erschienen: „W. G. Wir bitten Sie, zu Ihrer persönlichen Information von folgenden Mitteilungen Kenntnis zu nehmen! Mit Parteigrüß Spartacus“ Lenin äußerte sich dazu am 11. Juli 1919 in seiner Vorlesung an der Swerdlow-Universität: „Der Name Spartacus, den die deutschen Kommunisten — diese einzige Partei, die wirklich gegen das Joch des Kapitalismus kämpft — jetzt tragen, wurde von ihnen gewählt, weil Spartacus einer der hervorragenden Helden eines der größten Sklavenaufstände war.“

Blieb die Frage: Wer war auf die Idee gekommen, den Namen als Anonym-Autor für die „Politischen Briefe“ zu verwenden? Rudolf Lindau hatte keinen schlüssigen Beweis, wer den Vorschlag gemacht hatte, war aber ziemlich sicher, daß es Karl Liebknecht gewesen sein musste.

Das würde sich zwar nicht mit der 1924 von Ernst Meyer niedergeschriebenen Erinnerung („Die Revolution“, Gedächtnisnummer zum 10. Jahrestag der Gründung des Spartakusbundes, Nr.2, S.4) decken, aber den Fakten nahekommen. Meyer schrieb: „Im Februar 1916 versammelten sich an einem Sonntagvormittag eine kleine Zahl von Genossen, die Leiter der Spartakusgruppe Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Franz Mehring, Karski (Marchlewski), Hermann und Käthe Duncker und ich. Diese Sitzung beschäftigte sich mit der Festlegung der politischen Richtlinien für unsere Arbeit und mit der Herausgabe eines neuen Informations-Materials. ... Nach kurzer Rücksprache mit Karl Liebknecht nannte ich unsere Korrespondenz `Spartakus´. Bei der nächsten Zusammenkunft der `Zentrale´ gab es einiges Hallo: niemand war mit dem Namen zufrieden.“ Aber am Ende befand man: „Spartakus war sofort zum Symbol der revolutionären Elemente Deutschlands geworden, und das Wort ‚Spartakist‘ galt von nun an als Schreckentitel für jeden Bourgeois und Sozialdemokraten und als Ehrenname für jeden Revolutionär.“

Damit wäre die deutsche Quelle aufgedeckt. Und wie kam es, dass sich Jiri Frantisek Chaloupecky ihrer bediente?

Das Leben dieses Tschechen war geprägt vom Kampf für die Sache der Arbeiter. Er starb — nur 32 Jahre alt — an der Proletarierkrankheit Tuberkulose. Als man ihn zu Grabe trug, erinnerte sich Professor Nejedly: „So ein Begräbnis, wie es die Arbeiter Prags Chaloupecky bereiteten, hatte man seit Jahren nicht mehr erlebt.“

Der Sohn einer armen Eisenbahnerfamilie, hatte in der Schule schon bald überragende Veranlagungen demonstriert,

doch musste er die Realoberschule in Prag-Karlin wegen seiner ständigen Kritik am Schulsystem schon nach der fünften Klasse verlassen. Freunde und Kampfgefährten sagten von ihm, daß er ein sehr eigenwilliger Mensch gewesen war, wortkarg auf der einen Seite und ein glänzender Redner auf der anderen, oft schweigsam, aber gesellig, vor allem von hoher Intelligenz. In seinem Kampf nahm er nie eine Sekunde Rücksicht auf seine Stellung als Eisenbahner und Staatsangestellter, der von heute auf morgen wegen seiner revolutionären Tätigkeit davongejagt werden konnte.

Schon vor dem ersten Weltkrieg hatte er durch marxistisch fundierte Artikel in verschiedenen Zeitschriften auf sich aufmerksam gemacht. Im August 1918 erregte ein Artikel von ihm beträchtliches Aufsehen. Unter der Überschrift „Das Volk hinter der eisernen Maske“ informierte er über den wahren Sachverhalt der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und korrigierte die vielen Falschmeldungen, die darüber auch in Prag in Umlauf gesetzt worden waren. Kurz nach der Gründung der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei, die Chaloupecky vom ersten Tage an zu ihren Mitgliedern zählte, organisierte er – vom Wert der Körpererziehung für die Arbeiterklasse überzeugt – den Gründungskongreß einer revolutionären Arbeitersportbewegung, der FDTJ. Obwohl selbst Gründer dieser Organisation, lehnte er jede führende Funktion ab und übernahm nur die Redaktion des theoretischen Organs des neuen Verbandes. Dann stürzte er sich in die Vorbereitungen der 1. Arbeiterolympiade, worüber im Jahrbuch der FDTJ zu lesen stand: „Vor der Tür stand die 1. Arbeiterolympiade, unser Glauben, unsere Hoffnung, unsere Liebe...“ Eine Woche vor dem großen Fest scheiterten alle Bemühungen, diese Arbeiterolympiade gemeinsam mit dem schon lange bestehenden revisionistischen Arbeitersportverband durchzuführen, weil dieser darauf bestand, die Vertreter der bürgerlich-tschechoslowakischen Regierung als Ehrengäste

einzuladen und ihnen sogar einen Teil des Massenschlußbildes zu widmen.

Die FDTJ sagte ihre Teilnahme an der Veranstaltung ab, und in eben dieser Stunde wurde die „Spartakiade“ geboren! Jiri Frantisek Chaloupecky schlug seinen Genossen vor, im Maniny-Stadion ein eigenes Sportfest zu organisieren. Später schrieb er: „Es wäre eine grobe Verirrung in der Sache und Persönlichkeit gewesen, den Namen von Marx oder Lenin zu gebrauchen, den Namen dieser Giganten, die mit dem Turnen nicht viel Gemeinsames hatten und in einer wesentlich anderen Richtung, an einem doch viel breiteren und tieferen Werk arbeiteten. Lenin, würde eher erniedrigt, wenn er einmal zum Paten des Turnens – obwohl des kommunistischen Turnens – würde!“

Und noch deutlicher machte er seine Absichten mit den Worten: „Und überall, wohin sich unsere Turner auch begeben werden, obwohl mit Genossen aus allen Ländern vermischt, überall wird ihnen die historische Erscheinung des Spartacus folgen: für das Proletariat Muskeln zu stärken und den Geist zu schärfen, mit dem Proletariat der Welt aufzustehen, für das Proletariat im Kampfe zu sterben!“

Antonin Zapotocky sagte einmal über diese erste Spartakiade: „Ein Beispiel für die Überwindung aller Hindernisse muß uns die große Begeisterung sein, mit der die 1. Arbeiterspartakiade im Jahre 1921 vorbereitet wurde. Diese Begeisterung und der feste Wille der Arbeiter haben wahre Wunder geschaffen und, wie man zu sagen pflegt, Berge versetzt!“

In einer in den fünfziger Jahren in Prag erschienenen Biographie über Chaloupecky hieß es: „Seine gewagte Tat gelang. Unter dem Einfluß und den Fahnen der jungen Kommunistischen Partei fand am Haupttag der Spartakiade eine Massenkundgebung mit hunderttausend Turnern und ein Kampfmarsch durch Prag statt. In diesen Tagen wurde der Grundstein für die revolutionäre Massenbewegung in der Tschechoslowakei gelegt.“

Schon die nächste Spartakiade, die 1928 in Prag stattfinden sollte und gründlich vorbereitet worden war, wurde verboten, als schon Gäste aus vielen Ländern auf dem Wege zur Stadt an der Moldau waren.

Im August 1928 war dann Moskau Schauplatz der 1. Internationalen Spartakiade.

Sie dauerte 14 Tage, zählte rund 4400 Teilnehmer, darunter ungefähr 35 Prozent weibliche Sportler, was ein sensationeller Anteil war. Mehr als eine Million Zuschauer wurden bei der Veranstaltung gezählt.

Die II. Internationale Spartakiade war für den 4. – 12. Juli 1930 nach Berlin vergeben worden. Sie wurde sehr bald durch den Polizeipräsidenten verboten, doch fanden in ganz Berlin „Sportfeste“ mit internationalen Gästen statt, die enorme Zuschauerzahlen erreichten.

Jiri Frantisek Chaloupecky behielt mit seiner Prognose über die Rolle des Spartacus Recht, auch wenn sich heute kaum noch jemand seiner erinnert: Seine Idee erwies sich über Jahrzehnte als erfolgreich und zumindest die großen Lexika – siehe oben - bewahren den Begriff.

## DIE ÜBERBELASTUNG

Von PIERRE DE COUBERTIN

*In der Pariser Zeitung „LE FRANCAIS“ erschien am 30. August 1887 –bezeichnenderweise in der Rubrik „Verschiedenes“ - ein Beitrag des späteren IOC-Gründers, den wir auszugsweise wiedergeben, sowohl weil er einen Eindruck vermittelt, welchen Weg der Schulsport in den letzten 120 Jahren zurückgelegt hat, als auch, welche Probleme aktuell blieben.*

Wir haben von mehreren Freunden des FRANCAIS Beiträge zur Frage der Überbelastung (gemeint war die Überlastung der Kinder durch die damalige Erziehung. A.d.H.) erhalten. Diese Frage gehört zu denen, die gegenwärtig auf das Lebhafteste die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit beanspruchen; und sie verdient es in jeder Hinsicht. Heute veröffentlichen wir eine Studie zu diesem Thema, mit der Monsieur Piere de COUBERTIN sich an uns gewandt hat. Unser ausgezeichnete Mitarbeiter hat die an den großen englischen Universitäten angewandten Methoden beobachtet, die bei der jungen Generation die Entwicklung der physischen Kraft und der intellektuellen Fähigkeiten in ein Gleichgewicht bringen sollen. Auf der Grundlage der in England gewonnenen Ergebnisse schlägt der Autor die Lösung des Problems vor. ...

Die Akademie für Medizin ist bei dem edlen Ziel, die Überbelastung zu beseitigen, dabei, sich selbst zu überlasten. In einer beträchtlichen Anzahl von Sitzungen hat sie wohl eine noch beträchtlichere Anzahl von Referenten angehört, die wie ich glaube, keine Schwierigkeit gehabt haben, ihre Hörer von der Existenz dieses Schulübels zu überzeugen und von der Notwendigkeit, es verschwinden zu lassen.

Die Überbelastung – M. Jules SIMON hat sie geistvoll als „ein barbarisches Wort“ bezeichnet, und man kann ihn für diese Schöpfung nicht tadeln, da sie ja dazu dient, eine Barbarei zu kennzeichnen. Die Überbelastung ist in diesem Winter groß in Mode. Ich glaube selbst, daß sie wahrhaftig die höchste Bestätigung durch die Öffentlichkeit erfahren hat, indem sie einen Platz in den Revuen und den Chansons der Kaffeekonzerte erhielt. Es wäre bedauerlich zu sehen, daß eine Frage, die so ernst ist und die es erfordert, mit einer großen Zurückhaltung behandelt zu werden, jetzt in ein Aufbegehren umschlägt und eines Tages zur fixen Idee wird. In Frankreich gelangt man nur zu leicht von einer Übertreibung in die andere, und so wie die Auffassung sich nicht ohne Hilfe eines Gesetzes oder Reglements durchzusetzen vermag, ist es mehr als sonst notwendig, vor überstürzten Reformen zu warnen.

Da die Krönung der geistigen Überbelastung die vergessenen Gesetze der Hygiene sind, könnte niemand die Akademie für

Medizin dafür tadeln, daß sich mit dem Problem befaßt. Aber daraus zu formulieren „den Wunsch, die großen Reformen zur Art und zu den Programmen auf den gegenwärtig gebräuchlichen Unterricht angewendet zu sehen“ - davon ist man weit entfernt. Ist dieses Mittel gut? Man darf es bezweifeln. Gewiß arbeiten unsere Schüler zuviel. Ihre Programme sind zu umfassend, und der Unterricht selbst verdiente, eingegrenzt zu werden, denn man sollte nun klarer erkennen, daß dies besser ist, als v i e l e Dinge nur oberflächlich zu tun.

Aber wenn man sich darauf beschränkt, die Unterrichtsstunden zusammenzudrängen, dann verlohnt sich das wirklich nicht, ohne etwas an ihre Stelle zu setzen. Ging es lediglich um eine Verlängerung dessen, was man an den Colleges recreation (Erholung. A.d.H.) nennt? Es ist immer noch besser, daß die Kinder über ihre Schulbank gebeugt sitzen, als daß sie innerhalb der vier Mauern des Schulhofs einen verkrüppelten Baum umkreisen. Man hat offensichtlich für den Geist zuviel getan, aber man hat vor allem nicht viel für den Körper getan; die Zeit für die recreation zu erhöhen, heißt nicht, die Lücke zu schließen. Man kann den Kindern gut raten, zu spielen, aber was meint man, mit wem sie spielen, wenn man sie auf diese Schulhöfe loslässt, die schon für ein Sechstel von ihnen zu eng sind? Es ist dies wirklich eine fast ironische Empfehlung, und sie würde unsere Nachbarn in England und Deutschland mitleidig lächeln lassen. Ja, ich weiß, es gibt „Promenaden“. Diese ungesunden Wanderstrecken quer durch Paris. Kann man ohne Herzbeschleunigung ansehen, wie die langen Reihen von Schülern gezwungen sind, ihre wöchentlich schulfreie Zeit auf diese ungesunde Weise zu verbringen? Wenn man die Dauer ihrer Lernzeit verringert, dann wird es zweifellos z w e i dieser Promenaden pro Woche anstelle einer geben. Sicher ein schöner Fortschritt! Das ist nicht das rechte Mittel – wir müssen andere suchen. Viele unserer Pariser Oberschulen sind alte Bauten. Die Belüftung ist schlecht, die

Klassenzimmer sind meist ungesund. Man versteht, dass diese Bedingungen nicht günstig für die physische Entwicklung der Kinder sind, und alle getroffenen Hygienemaßnahmen können angesichts dieser Einrichtungen nur bejaht werden. ... Ich besuchte im Frühjahr das Lyzeum Janson de Saily in Passy, Rue de la Pompe. Entlang der Gebäude verlaufen große offene Galerien, und die Fassaden sind aufgelockert durch farbige Steine, die einen „dem Auge angenehmen und gefälligen Eindruck“ vermitteln, sagte mir mein Erklärer. Und noch mehr dank der durchdachten Anordnung eines Wandelganges kann man unter einem Schutzdach von einem Ende zum anderen des Lyzeums gehen. Gewiß spielt man dort nicht mehr als anderswo, trotz der Wandmosaiken, und die Kinder würden vielleicht allen diesen schönen Dingen einen großen Garten vorziehen, in dem sie ganz ungezwungen herumspringen könnten, selbst auf die Gefahr hin, dann und wann ein paar Regentropfen abzubekommen.

In dem gleichen Lyzeum Janson, wie in vielen anderen, gibt es eine Turnhalle und einen Fechtsaal. Der Sport ist auf diese Weise ausreichend vertreten. Gewiß spielt das Turnen eine Hauptrolle und ich verneine durchaus nicht das Fechten. Ich glaube jedoch, folgende Einschränkung machen zu müssen: Das Turnen hat seinen Platz in der Rekreation, und da es viele Schüler für ein Schwebereck gibt, kann jeder Schüler kaum mehr als eine Kippe pro Tag, mit Ausnahme von Donnerstag und Sonntag, machen...

Warum ist also die Turnhalle nicht immer geöffnet mit dem Recht der Kinder, ihren Bizeps immer dann zu stärken, wenn es ihnen gefällt? Solange das Turnen auf diese Weise reglementiert wird, wird es keine großen Dinge erwarten lassen. Was das Fechten angeht, gilt die gleiche Bemerkung. Der Lehrer kann sich jedem nur einige Augenblicke widmen, und wenn er die Anfänger einen gegen den anderen fechten lässt, nehmen sie falsche Gewohnheiten an, die sie in der Folgezeit hindern, ein guter Fechter zu werden. ...

Im Sommer gibt es kühle Bäder. Das gilt für zwei Monate im Jahr. In der übrigen Zeit wäscht man sich nicht. Es wird offenkundig, daß sich die Zahl derjenigen erhöht, die das System der Reinigung nützlich finden, um nicht zu sagen notwendig - sowohl für die Gesundheit als auch physisch und moralisch. Aber die Umsetzung der Theorie in die Praxis ist eine mühselige Angelegenheit. Alles in allem kenne ich e i n e Oberschule, die ein Schwimmbad besitzt, das Lyzeum in Vanves – übrigens mit einer ganz besonderen Sorgfalt organisiert. Unglücklicherweise war das Schwimmbecken nicht überdacht und im Winter nicht nutzbar.

Eine simple Parallele: In Starrow bei London zahlt jeder Schüler (es sind nur 400) ungefähr 35 Franc pro Jahr für den Unterhalt des Schwimmbeckens. Das ist nicht teuer. Ich weiß nicht, wieviel die Erstinstallation gekostet hat. ... Würde man die Turnhallen öffnen und Schwimmhallen bauen, wäre die bereits gestellte Frage der Überbelastung einen Schritt zu ihrer Lösung weiter, und zwar ohne, daß es nötig wäre, Unterrichtsstunden und Studium viel zu verkürzen. Jede hygienische Vorsichtsmaßnahme, jede Übung – militärisch oder nicht – können nicht die Spiele ersetzen. Es gibt in unserer Nachbarschaft ein Volk, das man gern in seinen in seinen sportlichen Neigungen als übertrieben einschätzt. Man braucht nicht zu befürchten, diesen Nachbar zu kopieren. Würde man es jedoch tun, könnte man vermeiden, in die gleichen Fehler zu verfallen, und man könnte es besser machen als der Nachbar ...

Was die Spiele anbelangt, ist es nicht genug, daß die Ermutigung von den Lehrern kommt. Was die Kraft in England ausmacht, ist, daß die Ermutigung von der gesamten Öffentlichkeit kommt. ... Die Öffentlichkeit bei uns blieb in dieser Hinsicht kühl. ... Das Problem ist also, in unsere schulischen Gewohnheiten Spiele einzuführen, die sich unter drei Aspekten abzeichnen: Verschiedenartigkeit, Gruppierung und Popularität.

Das heißt, sie müssen allen Altersstufen und allen Eignungen dienen, sie müssen von den Spielenden selbst organisiert werden, die sich auf ihre Art und Weise gruppieren, und daß die Spiele schließlich Wetteifer und Begeisterung wecken. Hierbei gibt es ernsthafte Schwierigkeiten zu überwinden, von denen einige besonders typisch für Frankreich sind.

Die erste Schwierigkeit ergibt sich aus der Situation unserer Oberschulen, die fast alle in Städten konzentriert sind, in Hauptorten der Departements oder in großen Industrie- und Handelszentren. Man findet kaum Ausnahmen. ... Man könnte antworten, daß es falsch sei, Oberschulen anderswo als auf dem Lande zu errichten. Da es weniger bevölkert ist, könnte alles um so besser gehen. Aber das sind Reformen, vor allem die erste, die sich nicht von heute auf morgen realisieren läßt. Es ist gut, mit dem gegenwärtigen Stand der Dinge zu rechnen und sich dann zu einem Zeitpunkt zu einigen, da man weiteres tun kann.

Gelände zu finden, ist der erste Punkt. Es ist überall schwierig - in Paris scheint es unmöglich zu sein. ... Es wäre notwendig, daß jede Oberschule außerhalb ihres Gebäudes ein Feld beachtlicher Größe hätte. Man könnte dort in 4 aufeinanderfolgenden Stunden zweimal in der Woche spielen. ... Im Winter könnte man Fußball vorsehen, das erfordert keine hohen Anlagekosten. Im Sommer waren es Cricket oder Rasentennis, die an unseren Oberschulen Freude schaffen. Letztere Sportart, an der man in Frankreich Geschmack zu gewinnen beginnt, setzt eine sorgfältige Ausrüstung voraus, Schläger und Bälle. Aber dessenungeachtet kann man sich mit einem befestigten Sandboden oder Asphaltboden begnügen, das reduziert die Kosten beträchtlich. ... Es ist ein ausgezeichnetem Spiel, sehr interessant, es schult die Disziplin und weckt den Kollektivgeist. ... Die Aufzählung der weiteren Spiele, die es verdienen, bei uns eingeführt zu werden, würde zu lang. Jede Saison hat ihre Anhänger, und man kann sagen, daß es für jeden Geschmack etwas gibt. Man findet jedoch noch

andere Formen der Unterhaltung. In der Mehrzahl der englischen Oberschulen existieren sogenannte Werkräume, in denen sich die Schüler mit unterschiedlichen Arbeiten der Tischlerei, ja sogar der Kunsttischlerei unter der Leitung eines erfahrenen Arbeiters beschäftigen. ...

Offensichtlich sind die größten Vorbehalte gegenüber solchen Neuerungen die Kosten, die sie verursachen. Gesetzt den Fall, die Oberschulen besäßen ein ziemlich entlegenes Spielterrain, dann muß man an die die Gelder für den Transport dorthin denken. ... Aber die Eisenbahn gibt Dauerkarten, und die Kosten könnten minimal sein.

In Frankreich tritt die Frage des Geldes manchmal in einer sehr unglücklichen Form auf. Wir haben die Besonderheiten des Gleichheitsgeistes. Das ist nicht immer tadelnswert. Aber unter dem Vorwand, nicht ausgerechnet die weniger Reichen zu benachteiligen, benachteiligt man jene, die mehr für eine echte Kostenverringerung tun könnten. ... Wenn die Erziehungsgebühren steigen, ließe sich das ausgleichen, wenn man die Kinder weniger Jahre die Oberschule besuchen läßt, oder den Schulbesuch später beginnt. ... Das aber gefällt jenen Eltern nicht, die danach streben, die Kinder los zu sein. Was Stipendien oder Halb-Stipendien anbelangt, müssten diese im Wettbewerb abgestimmt werden. Man wäre dann zumindest gewiß, daß sie nicht die Kinder treffen, die nicht in der Lage sind, daraus Nutzen zu ziehen. ... Das gleiche falsche Streben nach Gleichheit, könnte dazu führen, dass die einen für die anderen bezahlen - das wäre ein kapitaler Fehler. Aber diese ganz persönlichen Gedanken werden vielleicht nicht von der Mehrheit unserer Leser geteilt. Übrigens bin ich auch vom Thema abgewichen.

Der Staat, der bei uns eine so wohlhabende Persönlichkeit ist, könnte, wie mir scheint, Gelände abgeben oder verpachten. Ist es zuviel, seine Großzügigkeit zu erwarten, und hat er nur ein Herz für das, was mit der Politik zusammenhängt ? Wir hoffen nein. ... Es ist der Sport, der das zerbrochene Gleichgewicht wieder festigt. Er muß seinen

markierten Platz im Gesamtsystem der Erziehung haben, er muß es durchdringen. Dann wird man bald seine Vorteile erkennen: physische Vorteile, denn er ist es, der die Gesundheit stabil erhält; moralische Vorteile, denn er schafft ruhige Sinne und Vorteile und entspannt die Nerven; selbst soziale Vorteile, denn er dient dazu, in die Gesellschaft der Kinder die Regeln hineinzutragen, die die Gesellschaft der Menschen beherrschen. Er schafft einen gekräftigten Körper, einen Willen, der den Körper beherrscht und ihn anregt. Die Menschen werden schließlich Respekt vor der Autorität haben, anstelle der revolutionären Verbitterung, die immer in Rebellion gegen die Gesetze steht.

*Noch einmal: Die Leichtathletik-Europameisterschaften in Athen 1969*

#### DOKUMENTATION

Im Oktober 1965 hatte das Europa-Komitee der Internationalen Leichtathletik-Föderation die IX. Leichtathletik-Europameisterschaften für das Jahr 1969 nach Athen vergeben. Der Militärputsch am 21. April 1967 veränderte die politische Situation in Griechenland gründlich. Tausende politisch linksstehender Persönlichkeiten wurden verhaftet, auf KZ-Inseln inhaftiert oder ermordet. Der Leichtathletik-Verband der DDR bekundete vor der Abreise seiner Mannschaft nach Athen, dass seine Teilnahme an der Europameisterschaft allein dem Reglement zuzuschreiben sei, das den Start in jenem Land vorschreibt, an das die Internationale Föderation die Wettkämpfe vergeben hat. Beim Einmarsch zur Eröffnungsfeier

verzichtete die DDR-Mannschaft darauf, vor der Ehrentribüne die der Mannschaft vorangetragene Flagge zu senken, wie es gemeinhin üblich ist.

Sportlich wurden die IX. Europameisterschaften zu einem überzeugenden Erfolg für die DDR: Mit elf Gold-, sieben Silber- und sieben Bronzemedailles belegte sie den ersten Rang im Medaillenspiegel. Auf den ersten Plätzen folgten die UdSSR (9/7/8), Großbritannien (6/4/7), Frankreich (3/4/-), die CSSR (2/1/2) und Polen (2/-/5).

Die in den DDR-Zeitungen damals als Mannschaft Westdeutschland/Westberlin bezeichnete BRD-Mannschaft kam mit 1 Silber- und 2 Bronzemedailles auf den 16. Rang. Die Mannschaft hatte allerdings beschlossen aus Protest gegen die Startverweigerung für den Mittelstreckenläufer Jürgen May nicht an den Wettkämpfen teilzunehmen. Als die griechische Obrigkeit durchblicken ließ, dass sie diesen Schritt als unfreundlichen Akt empfinde – angesichts der politischen Situation in Griechenland musste die Entscheidung als politische Konfrontation der BRD gegenüber dem Obristenregime gedeutet werden, was jedoch vermieden werden sollte – und androhte, das olympische Feuer für die 1972 in München stattfindenden Spiele nicht in Olympia entzünden zu lassen, wurde entschieden, an den Staffelwettbewerben der EM teilzunehmen. Es blieb dies in der Geschichte der Europameisterschaften ein einmaliger Vorgang.

In den Medien der BRD löste die Entscheidung der Mannschaft einen heftigen Streit aus. Zu erklären wäre noch, dass Jürgen May illegal die DDR verlassen hatte und nach dem Reglement der Internationalen Leichtathletikföderation eine dreijährige Sperre hinzunehmen hatte, weil er von einem Verband – für den er bereits bei Europameisterschaften gestartet war – zu einem anderen gewechselt war. In einer am 17. September von der BRD-Mannschaft in Athen verteilten Erklärung hieß es: „Nach ihrer (bezog sich auf die Mannschaft. A.d.A.) Überzeugung ist es erforderlich, dass

den besonderen Verhältnissen in Deutschland (z.B. das fehlende Recht des freien Wohnungswechsels nach Westdeutschland) in der Satzung der IAAF, insbesondere deren Zulassungsbestimmungen, Rechnung getragen werden muss. Es darf nicht möglich sein, dass Regeln bestehen, nach denen Entscheidungen gefällt werden, die auch die IAAF nicht befriedigen können...“

Die folgende Dokumentation basiert ausschließlich auf Zitaten bundesdeutscher Zeitungen des Jahres 1969:

*„Der Abend“ (16. September)*

„Dr. Danz hatte es gewußt: Jürgen May ist gesperrt... Der Brief, in dem Adrian Paulen, der holländische Präsident des IAAF-Europa-Komitees, den DLV-Präsidenten eingehend unterrichtet hatte, ist vom 21. August datiert. ...“

*BILD (17. September)*

„... Stufe eine wurde am späten Sonntagabend gezündet. Da erfuhr die Mannschaft erstmals davon, daß Jürgen May vom Internationalen Leichtathletik-Verband... aus der Startliste gestrichen worden war. Die Mannschaft des DLV sah darin einen politischen Beschluß, der die deutsche Situation nicht berücksichtigt. ...“

*„Die Zeit“ (26. September)*

„... Nicht genug damit: Danz unterrichtete später in Schwetzingen auch noch seinen Vorstand, insgesamt fünf Herren. Doch keiner erkannte offenbar den politischen Zündstoff und die Notwendigkeit, einen solchen Vorfall, wie es heißt, 'transparent' zu machen. ...“

*„BILD“ (17. September)*

„Bild sprach mit Frau May...“

Bild: Wußten Sie schon vorher Bescheid?

Bärbel May: Ja, zwei Tage vor der Abreise nach Athen ließ Dr. Danz in einem Gespräch mit meinem Mann durchblicken, daß es Schwierigkeiten geben würde. Und da war mir schon klar, daß Jürgen wohl nicht starten darf. ...“

*„DIE WELT“ (18. September)*

„... Der Paragraph 12 besagt, daß Athleten, die einmal ein Mitglied der IAAF (also einen Verband) bei internationalen Meisterschaften vertreten haben, nicht mehr für einen

anderen Verband starten dürfen, es sei denn bei folgenden Ausnahmen. Die Ausnahme im Absatz 9e lautet: '... bei einem Wechsel in der Nationalität durch Naturalisierung oder Registrierung in einem anderen Lande oder durch anderes Ersuchen nach Staatsbürgerschaft in der Art, die in diesem Lande gesetzlich anerkannt ist, vorausgesetzt, daß der Nachsuchende mindestens drei Jahre in diesem Lande ansässig war, von dem letzten Tage an, an dem er sein früheres Land vertrat.'

„*DER TAGESSPIEGEL*“ (18. September)

„... So verstaubt ..., ist der Punkt 9e des Paragraphen 12 gar nicht; er wurde erst auf dem IAAF-Kongreß 1964 in das Reglement aufgenommen. Vorher hätte für einen Athleten beim Wechsel von Verband zu Verband überhaupt keine Chance bestanden, jemals für den neuen Verband an Olympischen Spielen oder Europameisterschaften teilzunehmen, wenn er dies zuvor bereits als Mitglied eines anderen Verbandes getan hatte. ...“

„*WETZLARER NEUE ZEITUNG*“ (17. September)

„Eine Regel des Internationalen Leichtathletikverbandes sagt klar und deutlich, daß Sportler, die die Staatsangehörigkeit wechseln, nach vollzogenem Wechsel automatisch drei Jahre für Olympische Spiele und kontinentale Meisterschaften gesperrt sind. Seitdem die DDR als selbständiger Verband von den internationalen Sportverbänden anerkannt ist, zählen die beiden deutschen Mannschaften jede ... für sich. Auch das ist bekannt. ...“

„*BILD*“ (16. September)

„... Bleibt hart, deutsche Leichtathleten! Laßt Euch nicht länger von internationaler Funktionärswillkür an die Wand drücken! Kommt lieber wieder nach Hause, statt zweifelhaften Kompromissen nachzugeben! Pfeift auf die Medaillen, ... Die Konsequenzen: Der Marquess of Exeter hatte nämlich gestern abend durchblicken lassen, daß eine Abreise der deutschen Mannschaft einen Bruch der IAAF-Regeln bedeuten würde. Und daß dieser Verstoß

möglicherweise eine einjährige internationale Sperre zur Folge haben könnte. ...

Denn Tatsache ist, wenn der Internationale Leichtathletik-Verband die Streichung von Jürgen May nicht zurücknimmt, wäre jeder Sportler, der jetzt noch aus der Zone in die Bundesrepublik flüchten würde, für die Olympischen Spiele in München für die Bundesrepublik nicht startberechtigt. ..."

„*BILD*“ (17. September)

„Bonn begrüßt den Verzicht der Leichtathleten. Die Bundesregierung hat gestern die Entscheidung der Leichtathleten begrüßt. Ein Regierungssprecher: 'Wir begrüßen es, daß die deutsche Mannschaft aus Solidarität und sportlicher Kameradschaft mit Jürgen May den Beschluß gefaßt hat und nicht dem Rat ihrer Funktionäre gefolgt ist.'“

„*FRANKFURTER ALLGEMEINE*“ (18. September)

„Zu ihrer Solidarität mit Jürgen May hat der Vorsitzende des CDU-Bundesfachausschusses Sport, der Bundestagsabgeordnete Dr. Manfred Wörner, die in Athen weilende Leichtathletik-Mannschaft der Bundesrepublik beglückwünscht. Wörner sieht in der Haltung der Sportler die 'klare Weigerung, sich politischen Erwägungen zu beugen'.

„*BILD*“ (23. September)

„Silberner Lorbeer für Jürgen May. Nun greift auch der Bundesinnenminister den *BILD*-Leservorschlag auf! Minister Benda hat angeregt, Jürgen May, den 'Betrogenen von Athen', mit dem Silbernen Lorbeerblatt auszuzeichnen. May soll bereits am Wochenende beim Länderkampf gegen Großbritannien in Hamburg dekoriert werden. ..."

„*FRANKFURTER ALLGEMEINE*“ (24. September)

„... Aber daß der Bundesinnenminister dem Mitgefühl für May die Krone damit aufsetzen will, daß er ihm die höchste Sportauszeichnung, das Silberne Lorbeerblatt, verleihen lassen will ..., das ist leider gar nicht gut. Das sieht nämlich wenige Tage vor der Wahl nach Popularitätshascherei aus.

„*FRANKFURTER RUNDSCHAU*“ (18. September)

„... Hier vollzog sich eine politische Enthüllung, die für die Bundesregierung und die von ihr bis zur Stunde verfochtene Politik des Nichtzurkenntnisnehmens von Tatsachen eine weitere schwere

Niederlage darstellt. Mit frommem Wunschdenken, wonach die DDR kein Staat ist, weil sie nach Bonner Ansicht keiner sein darf, ist heute nicht einmal in der Sportwelt Beifall zu holen. Es mag schön und edel klingen, daß Jürgen May mit seiner Übersiedlung aus der DDR in die Bundesrepublik nicht auch seine Staatsangehörigkeit gewechselt habe, weil es keine zwei Deutschländer gebe. Aber im Ausland wird diese spezielle Feinheit bundesdeutscher Politlogik schlichtweg nicht gesehen. Dort hat man sich den Blick für Realitäten nicht durch eine Bonner Spezialbrille trüben lassen. Und wenn dann noch gar Statuten hinzukommen, wie die des Internationalen Leichtathletik-Verbandes, die mühelos die simple Auslegung zulassen, wonach die DDR ein Staat ist, dann gehört schon Mut der Verzweiflung oder grobe Verantwortungslosigkeit dazu, Jürgen May doch ins Athener Feuer zu schicken. ...“

### **JÜRGEN MAY (April 2005)**

Die Redaktion der „Beiträge zur Sportgeschichte“ legte Jürgen May diese Dokumentation vor und bat ihn um Stellungnahme. Sein Kommentar: „Sachlich und korrekt recherchiert. Ich selbst hatte in jener erwähnten Versammlung der Mannschaft alle dazu aufgerufen, sich nicht an dem Boykott zu beteiligen und auch darauf hingewiesen, dass ich nicht die Last der Verantwortung tragen wolle, die Athleten um ihre Chancen gebracht zu haben.“

### **Friedensfahrt-Momentaufnahmen**

Von ARMIN MÜLLER (†)

*Der am 7. Februar 2005 in seiner Heimatstadt Weimar verstorbene Dichter und Maler Armin Müller hatte 1966 auf Einladung der Friedensfahrt-Organisatoren das Rennen begleitet und diese „Momentaufnahmen“ geschrieben. Sie gehören zu den Schätzen der modernen Sportliteratur.*

Es ist, als rutsche das Meer, diese blaue, ungeheure Fläche, plötzlich nach unten weg, der rechte Tragflügel wächst in den Himmel, links die grüne, die dunkle Ebene kippt nach oben, so als rolle eine Landkarte sich auf, wird größer, breiter, deutlicher. Eine Straße, schnurgerade, schiebt sich heran. Baumschatten erkenn ich auf durchlöcherter Asphalt; es muss geregnet haben, Pfützen spiegeln herauf. Manchmal, im Fernsehen, hat man einen ähnlichen Blick: Tief unten, zwischen den Bäumen, ganz langsam, zieht ein buntes, zusammengedrängtes Rudel dahin: die Fahrer.

## 2

Aus der Nähe sieht man sie nie. Jedenfalls nie ganz. Am Straßenrand, irgendwo zwischen den Kilometersteinen, eingeklemt in die schwankende, drängende Mauer, bleibt einem nur ein schmaler Spalt. Man steht und wartet, man kennt ihre Gesichter, man hat sich die Farben der Trikots gemerkt, ihre Rückennummern notiert, die Sonne kommt steil von oben, es riecht nach Limonade und Teer, und das Warten will kein Ende nehmen, doch da ist plötzlich ein Murmeln, ein Rufen, ein Schulterrecken, das Pflaster vibriert, man spürt es deutlich, es summt unter den Schuhen, man will nach der Startliste schauen, doch das geht nicht, man ist umzingelt, die Mauer wankt, ein Schwirren und Sirren wird laut, das Rascheln sehr naher Papierfähnchen, dann sind SIE da.

Dagewesen.

Kaum dass man das Gesicht des einen oder des anderen hat ausmachen können, verschwitzt, verstaubt, entfernt sich der Pulk, beinahe geisterhaft, eine knisternde flirrende Wolke, von der ein hoher, sehr feiner Ton ausgeht, ein Singen fast; man sieht die Wolke davonziehen, rasch, sehr rasch, rote, weiße, grüne, blaue Rücken, schmale, gekrümmte, vornübergebeugte Rücken. Das alles geht unter im Gedröhn,

im Staub der Begleitfahrzeuge. Man steht da und hält das Blatt mit den Startnummern in der Hand. Die Polizisten lassen die Seile fallen. Die Absperrung ist aufgehoben.

3

Ein kleiner weißer Punkt springt auf, fliegt aus dem Dunkel des Tunnels ins grelle Licht, in den ohrenbetäubenden Lärm, mitten hinein ins Spalier der Fähnchen. Und wieder, sehr rasch, sehr dünn, zwischen den Fähnchen, den Schultern, den Armen, dieser gekrümmte Rücken, wirbelnde Knie, wie mit Öl übergossen, das Glitzern der Speichen, fast phosphoreszierend, dann ein Aufschrei, zwei in die Luft gerissene Arme, und das Meer der Reporter, der Begleiter, der Fotografen nimmt den Sieger auf, verschluckt ihn, begräbt ihn.

4

Die Männer an den Mikrofonen überschreien sich, ihre Konkurrenten an den Pressetelefonen überbieten sich. Wie ein Rausch ist das. Eine Flut bricht hervor, gewaltig, weiße Schaumkronen, eine donnernde Gischt:  
GIGANTEN, RITTER, KAPITÄNE, STRATEGEN, HEROEN.  
Wir leben in einer lauten Welt. Beinahe von selber stellen sich Superlative ein, wir sind sie gewöhnt, und es geschieht ganz selbstverständlich, daß wir daheim, an den Lautsprechern, am Bildschirm, beim Frühstück, die Giganten, Ritter, Kapitäne, Strategen und Heroen uns so vorstellen: Berserker, Riesen, strahlende Helden, Tarzans Söhne.

5

Abends seh ich sie in ihr Hotel kommen, einen nach dem anderen. Schmächtige Burschen, schmal, müde, klein wie Jockeys, Hänflinge. Sie schieben ihr Rad vor sich her,

manche lachen ein bißchen oder rufen sich eine Bemerkung zu, und manche sagen gar nichts.

Der Mann in Gelb, flankiert von einem Stoßtrupp gewaltiger, mächtiger Leute, solchen in Trainingsanzügen und solchen in blitzsauberen Nylonhemden, duckt sich unter der lauten Woge, die im Foyer über ihm zusammenstürzt. Beinahe ängstlich wirkt er, verschüchtert. Einem Eleven vom Städtischen Ballett sieht er ähnlicher als einem sieggewohnten Athleten. Die Nummer Eins des Feldes, der RITTER der Landstraße, der STRATEGE, der GIGANT ist klein und müde.

## 6

Irgendwo in Paris ist er zu Hause, in einer Straße, die ich nicht kenne, die ich mir nur vorstellen kann. Fassaden, von denen der Putz bröckelt, spitze Giebel mit blechernen Dachrinnen. Auf dem Hof, vielleicht, balgen sich Kinder mit einer schwarzen Katze, und irgendwo, unter einem Torbogen oder zwischen den Schornsteinen auf dem Dach, spielt jemand auf einem Akkordeon. Ich weiß, daß auch Bernard oder sein Bruder oder der Vater, vielleicht alle drei, früher auf einem solchen Akkordeon gespielt haben, abends, wenn die Mutter den Tisch abräumte, oder sonntags, wenn es nach frischer Wäsche und gescheuerten Dielen roch. Ein Rennrad ist teuer. Eine Harmonika auch. Und der Vater, selber Rennfahrer gewesen, voller Erinnerungen, voller Erwartungen, nahm das Akkordeon, ging in die Stadt, versetzte es auf dem Markt oder sonstwo und kaufte Bernard ein blitzendes teures Rennrad. Am selben Abend noch, unter der schrägen Sonne, begann für den Jungen jener harte und lockende, durch Sommer und Winter und Winter und Sommer geschlagene, siebenmal verfluchte und achtmal gelobte Asphalt- und Katzenbuckel-, Regen- und Staubweg, der ihn über Brücken und Serpentinien, durch Tunnels und Schluchten, über Stein und Sand und Schnee bis in dieses laute, geschäftige, nervöse Foyer geführt hat, durch das er jetzt, müde, todmüde, sein dünnes Rennrad schiebt. Bernard Guyot, der kleine Franzose, der Spatz, der Hänfling, der Heroe.

## 7

Wir tuckern, wir gleiten, wir rasen im Keil der Begleitfahrzeuge durch Wolken von Staub, durch Lichtschreie, durch Explosionen von Auspuffgasen. Hinter uns, umschwirrt, umdonnert, umtost, die Fahrer, unbeeindruckt, wie es scheint, gleichmütig, stoisch. Vor den Ortschaften, den engwinkligen Gassen, dem Kopfsteinpflaster, den Sommerwegen, zieht das Tempo der Wolgas, der Skodas, der Wartburgs ruckartig an, dann schießen die Hirsche davon, dann stürzt der Apfelbeutel vom Armaturenbrett, dann heißt es: festhalten. Reifen quietschen, Strohballen kratzen, rechts wird überholt und links, Rufe neben uns, über uns, hinter uns, eine rollende Brandung, Echo wie: Sie kommen, kommen, kommen, ...men, ... men, ... men.

8

Im Durcheinander, im Gedränge eines solchen Augenblicks muß es passiert sein: Einer der Fahrer, kaum bemerkt, ist auf und davon. Plötzlich, neben den Kotflügeln, ganz nah am Rand der Straße, leuchtete ein roter Fleck auf, sekundenschnell, zwei Schultern im wuchtigen Auf und Nieder. Hinter der nächsten Kurve schon, verdeckt von winkenden Armen, von einer wie ein Turm aus dem Autodach ragenden Kamera, ist er verschwunden.

9

Ein rotes Trikot? Wir sehn uns an. Nie ist einer der Marokkaner vorn gewesen. Was für die Spitze der Fahrer, für die ersten des Feldes, ohne Bedeutung ist, wird für uns und für Zehntausende an der Strecke zur Sensation. Ein Marokkaner ist dem Feld davongeflogen! Die Straße ist plötzlich leer; weit und breit keine Ortschaft, keine Zäune, keine Gärten, nur Wiesen, Baumgruppen, Felder. Die Tachometernadel zittert. Da heult es hinter uns auf, ein jäher anschwellender Ton, zwei Lichtaugen rasen auf uns zu: der marokkanische Materialwagen. Hinter der

Windschutzscheibe, vom Fahrtwind umjagt, steht ein Mann aus dem Norden Afrikas, der Chef der Equipe, aufrecht, wie ein Feldherr im Film. Etappe um Etappe hat er dem Feld hinterherzuckeln müssen. Jetzt, in dieser Minute, wächst er um Zentimeter. Ein Kommandeur stößt nach vorn.

10

Aus der Minute, dem jähen Ausbruch, sind Stunden geworden. El Faruki, dessen Name plötzlich in aller Munde ist, den die unruhigen Mauern an den Rändern der Strecke flüstern, schreien, rufen, den die erstaunten Radioreporter erst ungewohnt, dann immer flüssiger sprechen, El Faruki hat den entschlossenen und dennoch aussichtslosen Kampf bis zum Ende, zum bitteren Ende geführt. Ganz allein, ohne den Windschatten, die schützende Geborgenheit des Rudels, hat er Kilometer um Kilometer, Minute um Minute, Stunde um Stunde, bezwungen. Er hat gewusst, dass hinter ihm die Routiniers, die großen Namen, die einander belauern wie Katzen, ihn hetzen werden, er hat sie in seinem Nacken gespürt, er hat sich umgeschaut, immer wieder, hat Prämie um Prämie gewonnen, zeitweilig einen Vorsprung von vier Minuten herausgeholt, herausgesprengt, herausgebissen, und hier, in dieser Stadt mit ihren Schornsteinen und Geleisen, nach einhundertundvierzig einsamen, zerstörerischen Kilometern, kurz vor dem Ziel, umbrandet vom Jubel, da tritt er noch einmal, verzweifelt fast, in die Pedale. Doch die Jäger, erbarmungslos, sind heran. Sie fressen ihn.

11

Im Schlaf noch, nach siebenhundert Kilometern, seh ich sie: wie auf eine Schnur gereiht, Fahrer hinter Fahrer, rote, blaue, grüne, weiße Trikots, blitzende Felgen, Reflexe von Licht. Silhouetten, die sich ineinander-schieben, sich ausdehnen, wieder zusammenrücken. Ein Schattenspiel. Ein Farbenspiel. Die breite Front der Fahrer. Ihr spitzer Keil. Die Kette, die zu zerspringen droht, an deren Enden eine unsichtbare Kraft zerrt. Die Straße steigt an, die Straße fällt ab. Bildwechsel. Bildschnitt. Blende: Gesichter, über den Lenker gebeugt. Die Stöße der Knie. Blicke nach vorn, nach hinten. Blicke zur Seite. Lauernde Blicke, rasche Blicke. Dann: ein Ducken, ein Stemmen. Wie von einer imaginären Sehne abgeschossen, schnellt, schwirrt, schießt ein Pfeil nach vorn. Und wieder: Silhouetten, die sich ineinanderschieben, sich ausdehnen, wieder zusammenrücken. Minute um Minute, Kilometer um Kilometer. Und irgendwo, weitweg, hinter der Menschenmauer, den Fahnen, den Böllerschüssen, spielt jemand auf einem Akkordeon. Der Balg, wie er sich dehnt und wieder zusammenschiebt. Das Feld, wie es sich auseinanderzieht und wieder knäult.

Da steht er, der kleine Bernard, mit blauen, zerrissenen Lippen, blaß, ein wenig verwirrt, so als wolle er das alles noch nicht glauben: das hölzerne Podest unter seinen Füßen; das tosende, schäumende Oval, in dessen Zentrum er steht, kopfhoch über den anderen; der Regen, der auf die Instrumente der Musiker fällt; und dann: die Taube, eine weiße Taube. Nur für Augenblicke hat er ihr Gefieder gespürt, weich und leicht, die Wärme der Taube, deren Zeichnung er tausendfach gesehen hat, gedruckt und gemalt, gekratzt und gepinselt, an Mauern, auf Stein und Asphalt, und die nun, von seiner Hand ins Licht gehoben, über Köpfe, über Wogen von Armen und Fähnchen steigt, in die Wolke des Jubels, höher und höher, eine sanfte Schleife ziehend, eine steile Spirale, in

den Himmel hinein, in den Himmel dieser geteilten, unruhigen Stadt.

## **LEBENSSPUREN**

Von WERNER SCHMIDT

*Der frühere Direktor der Kinder- und Jugendsportschule Zella-Mehlis, Werner Schmidt, schickte uns einen Gedichtband, der den Untertitel „Aus den Erfahrungen meines Lebens“ trägt. Wir wählten das folgende Gedicht aus:*

**SIEGE SIND -  
SÜSS!  
NIEDERLAGEN –  
BITTER.**

**WENN DU GEWONNEN HAST, -  
ÜBERNIMM DICH NICHT  
BEIM AUSKOSTEN  
DER SÜSSEN FRÜCHTE.**

**DU LÄUFST DANN GEFAHR,  
DASS SIE BALD -  
EHE DU DICH VERSIEHST -  
BITTER SCHMECKEN!**

**BETRETE  
NACH DEM WETTKAMPF DAS SIEGERPODEST  
MIT STOLZ -**

**AUF DICH - AUF UNS!**

**AUF DEM RÜCKWEG  
ZU DEINEN FREUNDEN**

**ÜBERLEGE DEIN VERHALTEN,  
DAS DICH WÜRDIG  
ZU NEUEN ERFOLGEN FÜHRT.**

**SEI STOLZ - UND KÄMPFE NOCH BESSER!**

## Otto Nitze – ein Leben für den Radsport Von GÜNTER GRAU

Magdeburg galt vor dem Zweiten Weltkrieg als die Stadt der Radsportler. Ein wenig stolz waren die Elbestädter auf diesen Beinamen schon. Eine Begründung dafür lag in der Tradition, denn bereits ab 1869 hatte sich das Radfahren, der Sport und alles was dazu gehört an der Elbe zunehmend ausgebreitet. Tausende Arbeiter kamen vor dem Ersten Weltkrieg mit dem Fahrrad aus den umliegenden Dörfern zur Arbeit und Vereine schossen wie Pilze aus dem Boden. Nicht unbeeinflusst davon waren auch die drei Brüder Curt, Ernst und Otto Nitze. Alle drei wurden Radsportler. Besonders erfolgreich war Otto, dessen ganzes Leben von dieser Sportart geprägt wurde.

Der aus Magdeburg gebürtige Schlosser begann seine aktive Rennlaufbahn 1910 in seiner Heimatstadt. Siege in der Meisterschaft von Magdeburg und Halle im Jahre 1913 und noch einmal in Magdeburg im darauf folgenden Jahr waren seine ersten Erfolge, bevor zwischen 1914 und 1919 für ihn eine Zwangspause folgte. 1920 vermochte er sich dann auf Anhieb erneut die Meisterschaft von Magdeburg zu sichern,

ehe in den folgenden Jahren Siege in klassischen Straßenrennen folgten.

So gewann er 1921 „Quer durch die Lüneburger Heide“ und „Magdeburg – Quedlinburg – Magdeburg“, 1923 „Rund um die Altmark“ und den „Großen Handelspreis von Magdeburg“, 1924 „Rund um die Hainleite“, „Rund um Magdeburg“, „Rund um die Altmark“, „Quer durch Anhalt“. Bei „München – Berlin“ wurde er hinter Kohl genauso Zweiter, wie er in der großen Fernfahrt „Zürich – Berlin“ über 1010 km hinter Peter Rösen den Ehrenplatz belegen konnte.

Ein Erfolg, den er gern gefeiert hätte, blieb ihm allerdings versagt. Die Harzrundfahrt, den Klassiker des deutschen Radsports mit Start und Ziel in Magdeburg.

Dabei hatte er 1928 als Berufsfahrer beste Chancen. In der Spitzengruppe liegend hatte sein Stallgefährte, der Schweizer Blattmann, einen Raddefekt. Der Manager legte fest, dass Otto dem Eidgenossen sein Rad geben musste. Damit war der Traum vom Sieg vorbei.

Statt dessen erhielt Nitze das Geld für eine Zugfahrkarte von Halberstadt nach Magdeburg.

Eine schmerzliche Episode für ihn.

Nach Beginn des Aufbaus der demokratischen Sportbewegung im Osten Deutschlands stellte sich Otto Nitze, gerade erst von einer schweren, langwierigen Krankheit genesen, sofort als Funktionär zur Verfügung. Seit 1954 leitet er als Fachausschuss-Vorsitzender die radsportliche Arbeit im Bezirk Magdeburg und hat wesentlichen Anteil an den schönen Erfolgen, die gerade dieser Bezirk Jahr für Jahr insbesondere auf organisatorischem Gebiet erringen konnte. Unter seiner Regie wurde die „Harzrundfahrt“ wieder zu einem bedeutenden internationalen Rennen, das jährlich im UCI-Kalender stand, und mit dem „Harzer Bergpreis“ wurde mit der Unterstützung der Zeitung „Tribüne“ ein Rennen ins Leben gerufen, das jetzt schon über eine gute Tradition

verfügt. Auch in der Massensportarbeit brachte Otto Nitze mit seinen getreuen Helfern seinen Bezirk wesentlich voran. Mit der Schaffung der Kleinen Friedensfahrt schuf er einen Wettbewerb für nichtorganisierte Schulkinder, in deren Folge einige spätere Weltmeister und Olympiasieger ihre ersten Schritte im Radsport vollzogen haben.

Für seine Verdienste bei der Entwicklung des Radsports in der sozialistischen Sportbewegung der DDR wurde Otto Nitze mit der goldenen Ehrennadel des DTSB und vielen anderen Ehrungen ausgezeichnet.

1963 riss ihn der plötzliche Tod mitten aus seinem Schaffen. Er hatte sein ganzes Leben dem Radsport gewidmet und sollte als ehrendes Beispiel den folgenden Generationen unvergessen bleiben.

#### **Kluge Köpfe schnelle Beine**

*(Auszug aus dem gleichnamigen Buch, 1963 im Sportverlag Berlin erschienen)*

„Otto Nitze warb die ersten Freunde für den Plan in der Redaktion der Magdeburger `Volksstimme´ ... Auch die FDJ lieh ihm ein offenes Ohr, denn schließlich ging es hier um die Jugend. In den Rathäusern nickte man ebenfalls... Otto Nitze hatte seine Mannschaft beisammen und ging ans Werk. Die Kreisvorstände des DTSB wurden durch einen Brief auf den bevorstehenden Besuch aufmerksam gemacht. In jedem Kreis wurde das Projekt genau erklärt. ... Natürlich waren da auch Kreisvorstände ..., die behaupteten, noch nie einen radfahrenden Jungen in ihrem Kreis gesehen zu haben, natürlich stieß man auch auf FDJ-Funktionäre, die darauf verwiesen, daß man gerade mitten in einer `Kampagne´ stecke und deshalb nicht über die Zeit verfüge, sich auch noch mit der Friedensfahrt zu beschäftigen. Derlei Argumente sammelte Otto Nitze sorgfältig. Kehrte er von seinen Expeditionen nach Magdeburg zurück, lieferte er sie in der Redaktion der `Volksstimme´ wie kostbare Beute ab. Dort wurden sie in Druckerschwärze gewälzt, mit einer nicht selten beißenden Antwort versehen und auf die Walzen der Rotation gebracht. Der ganze Bezirk Magdeburg erfuhr von

dem gähnenden FDJler, der nicht verstehen konnte, daß die Friedensfahrt eine der besten Möglichkeiten zur Gewinnung der Jugend bietet, oder vom DTSB-Vorsitzenden, der die radfahrenden Jungen noch nicht gesehen hatte, weil er versäumte, sich danach umzudrehen...“

Hannes Horlbeck:

## Der Vater mit dem großen Herzen

Von HELMUT WENGEL

Nomen est omen. Der steinerne Erfurter Roland, der als Wahrzeichen der alten Handelsstadt seinen Platz unweit der berühmten Krämerbrücke hat, fand anno 1968 eine höchst lebendige Entsprechung. Das war, als Roland Matthes bei den Olympischen Spielen in Mexiko City die hoch favorisierten Rückenschwimmer aus den USA bezwang und zwei Goldmedaillen mit in die Blumenstadt brachte. Eine von den nächsten zwei Goldenen, die der Ausnahmeathlet, der auf seinen Spezialstrecken acht Jahre lang ungeschlagen blieb, 1972 in München gewann, hat er seiner Trainerin Marlies Grohe geschenkt. Er nannte sie Mutter. Diese Geste des Herzens hat seinerzeit auch einen Mann tief bewegt, der der Vater des Erfurter Schwimmsports war. Denn Hannes Horlbeck, als Cheftrainer der Schwimmer beim SC Turbine bis 1969 am Aufstieg zum Erfolg maßgeblich beteiligt, hatte einst schon die „Mutter“ - unter deren Mädchennamen Marlies Geißler – Anfang der fünfziger Jahre zu DDR-Meisterehren im Brustschwimmen geführt. Damals, als er hauptamtlich als Buchhalter bei einem Erfurter VEB und nach Feierabend als Übungsleiter im Nordbad tätig war. Wenige Monate nach seinem 50. Geburtstag erlebte der Mann mit dem großen Herzen, der alle seine Schützlinge liebevoll „meine großen Kinder“ nannte, eine Sternstunde nach Herzrasen. Sein 20-jähriger „Schmetterling“ Jutta Langenau beglückte ihn im Sommer des Jahres 1954 in Turin mit dem Europameistertitel. Nach nervenzehrenden politischen Querelen waren den DDR-Schwimmern

buchstäblich im letzten Augenblick die Visa für Italien erteilt worden. Drei Stunden nach Mitternacht waren sie in Turin gelandet, knappe acht Stunden später stieg die Erfurterin als Vorlaufsiegerin und Weltrekordlerin (100 m in 1:16,6 min) aus dem Wasser und holte tags darauf das erste Schwimmgold. „Weltrekord mit Wut im Bauch“, schmunzelte Horlbeck hinterher stolz, fügte aber auch hinzu: „Wir hatten gar keine Zeit, uns mit irgendwelchen Anpassungsproblemen herumzuschlagen“.

Das war auch nicht nötig. Denn mit der ehrgeizigen Jutta hatte er, als sie noch Großmann hieß und die Freibäder in den Nachkriegsjahren wegen Seuchengefahr gesperrt waren, öfter mal in umliegenden Baggerseen trainiert. Bis dahin war der gebürtige Sachse, der Anfang der 30-er Jahre von den Plauener „Wasserratten“ über Leipzig nach Erfurt gekommen war und sich in Lehrgängen des Schwimmsportverbandes zum ehrenamtlichen Übungsleiter qualifiziert hatte, eigentlich schon ein erfolgreicher Trainer. Was kaum noch einer weiß: Unter Horlbecks Fittichen reifte der Geraer „Neptun“ Heinz Schlauch in Erfurt zu Thüringens erstem Weltklasseschwimmer. 1938 stellte Schlauch Europarekorde über 100, 200 und 400 m Rücken auf und fügte im Berliner Olympiastadion beim ersten Erdteil-Länderkampf der Geschichte dem bis dahin ungeschlagenen „Rücken-Giganten“ aus den USA, Bill Neunzig, die ersten Niederlagen zu. Der weithin unbekannte „Vorschwimmer“ von Roland Matthes starb im Februar 1945 als unbekannter Soldat an der „Westfront“.

Horlbeck hat nie viel Aufhebens von seinen Erfolgen gemacht. Weder als Übungsleiter noch als Cheftrainer hat er den „harten Hund“ gespielt. Der Mann, der sich als Autodidakt das theoretische Wissen über Trainingsmethodik erworben und dies nach den Kriegswirren im Erfahrungsaustausch mit Trainern aus der damaligen UdSSR und Ungarn („Die haben uns zum Glück nicht wie Verlierer behandelt...“) und als 60-jähriger Fernstudent (!) an der DHfK

vertieft hat, verstand den Sport als Lebenselixier für die Jugend.

Und für sich selbst. Bis kurz vor seinem Ableben im Oktober 1981 stand er am Beckenrand der jüngsten Erfurter Schwimmtalente. Als Übungsleiter.

Wie die Europameisterin ihn sah...

*Aus dem 1979 in Berlin erschienenen Buch „Schwimmen in Vergangenheit und Gegenwart“ (S. 31)*

... Jutta Langenau-Großmann blieb dem Sport auch später, nach Abschluß ihrer Laufbahn als Wettkampfschwimmerin, treu. 1955 schloß sie das Sportlehrerstudium mit ihrer Staatsexamenarbeit an der DHfK ab, einer Arbeit über das Dephinschwimmen. „Es war sehr wichtig für mich“, sagte sie, „daß ich meinen Sport auch theoretisch durchdrang. Ich habe oft mit meinem Trainer Hannes Horlbeck zusammengesessen, und wir machten uns über diese neue Technik Gedanken! Damals war ja so gut wie kein Material darüber vorhanden. Wir konnten uns also nur auf das verlassen, was wir gesehen oder selbst probiert hatten.“ Als Lehrerin und Mutter von drei Kindern war sich Jutta Langenau-Großmann, ihrer Verantwortung als sportliches Vorbild immer bewußt. „Mir kam es dabei stets darauf an, meine Schüler nicht nur zu guten Sportlern zu erziehen, sondern zu Menschen, die mit beiden Beinen in unserer Wirklichkeit stehen“, sagte sie...

Einer der großen Trainer:

**Ewald Mertens**

**Auskünfte von JÜRGEN MAY**

*FRAGE: Unsere Absicht, DDR-Trainer der Gründerjahre vorzustellen, bewog uns, Sie um Ihre Meinung über Ewald Mertens zu bitten. Der Teilnehmer an den Olympischen Spielen 1936 - er war über 800 m nach einem vierten Platz im dritten Vorlauf (1:55,1) und einem fünften Rang im Zwischenlauf (1:54,9) ausgeschieden - war seit dem Ende der vierziger Jahre Trainer in Halle und Erfurt. Erinnern Sie sich der ersten Begegnung mit ihm?*

JÜRGEN MAY: Ewald Mertens lebte mit seiner Familie in meiner Heimatstadt Nordhausen. Mein erster Übungsleiter, Karl Reinhard, von der BSG Aktivist Nordhausen war ein Freund von ihm. Ich erinnere mich noch, dass sie im gleichen Haus wohnten. Mertens war mir schon vor unserer ersten persönlichen Begegnung ein Begriff, denn ich kannte schon seit meiner Schülerzeit alle Berichte über die Leichtathletikwettbewerbe bei den Olympischen Spielen 1936 aus dem bekannten, in blauem Leinen gebundenen Bildband einer deutschen Zigarettenfirma, fast auswendig. Als ich im Frühjahr 1960 in Erfurt als A-Jugendlicher mit großem Vorsprung Bezirkswaldlaufmeister wurde, nahm mich Mertens zur Seite und eröffnete mir, dass er mich in der nächsten Woche mit den Erfurter Läuferassen Siegfried Herrmann, Manfred Matuschewski und Klaus Richtzenhain zum Trainingslager der besten DDR-Mittel- und Langstreckler nach Kienbaum bei Berlin mitnehmen wolle. Nach zwei Wochen Training in Kienbaum ging es direkt zu den Deutschen Waldlaufmeisterschaften in Berlin-Grünau und ich wurde, wiederum mit großem Vorsprung, DDR-Jugendmeister. Nach dem ich mein Abitur in Nordhausen abgelegt hatte, holte er mich sofort nach Erfurt.

*FRAGE: Man erinnert sich daran, dass Ewald Mertens sich nicht nur um das sportliche Können seiner Athleten kümmerte. Trifft es zu, dass er sich auch intensiv um Ihre berufliche Entwicklung kümmerte?*

JÜRGEN MAY: Mertens hat bei seinen Athleten immer darauf gesehen, dass die sportliche und berufliche Entwicklung möglichst im Gleichklang verliefen. Alle seine Erfurter Spitzenathleten haben sich unter seinem Einfluss über ihre gleichsam „mitgebrachte“ Berufsausbildung hinaus, später weiterqualifiziert. Letztlich haben alle auch ein Studium absolviert. Ich selbst habe auf sein Anraten hin, nach dem Abitur zunächst eine Schriftsetzerlehre absolviert, dann in der Sportredaktion des Verlages zu dem die Druckerei gehörte, ein Volontariat abgeschlossen und begleitend dazu ein Studium an der DHfK begonnen.

*FRAGE: Welches war Ihr größter sportlicher Erfolg, den Sie, betreut von Ewald Mertens, errangen?*

JÜRGEN MAY: Ewald Mertens hat meine größten sportlichen Erfolge, wozu auch verschiedene Welt- und Europarekorde im Jahre 1965 gehörten, selbst nicht mehr miterlebt, nachdem er im vorangegangenen Winter, leider viel zu früh, verstarb. Er war es aber, dem ich diese Erfolge zu verdanken hatte.

*FRAGE: Wenn Sie eine Eigenschaft nennen sollten, die Ihnen bei Mertens am meisten beeindruckte, würden Sie welche nennen?*

JÜRGEN MAY: Er war aus meiner Sicht eine der großen Trainerpersönlichkeiten der deutschen Leichtathletik. Schon sein Auftreten und sein Umgang flößten Respekt ein. Die Athleten verehrten und achteten ihn, den „Alten“, wie sie ihn heimlich nannten. Von Mertens habe ich als junger Athlet spannende Geschichten über Nurmi, Harbig, Peltzer und anderen erfahren, die mich damals faszinierten und inspirierten.

Ewald Mertens war ein Praktiker und ein alter Fuchs mit einem riesigen Erfahrungsschatz. Er hielt nicht viel von jenen jungen Trainern, die, ohne selbst einmal Mittel- oder Langstreckler gewesen zu sein, den Erfolg vornehmlich über die Sportwissenschaft suchten. Ein geflügeltes Wort von ihm lautete: „Meine Trainingskonzepte passen alle auf die Rückseite einer Zigarettenschachtel“, von denen er - sicher auch ein Grund seines frühen Todes - leider viel zu viel verbraucht hatte.

## Skandal mit Vorgeschichte(n)

Von JOACHIM FIEBELKORN

Während diese Zeilen geschrieben werden, ist der letzte Akt des Skandals um den Fußballschiedsrichter Robert Hoyzer noch nicht eingeläutet. Eine Schilderung des Geschehens aber und die Aufzählung der Verstöße gegen Regeln und Bräuche im Sport sind an dieser Stelle auch kaum nötig. Die Massenmedien klären die Öffentlichkeit hinreichend, teilweise aufdringlich, über die missratenen Söhne des Sports auf. Weniger freilich über deren Vorbilder.

Verwunderlich an der ganzen misslichen Geschichte ist weder die Tatsache, dass sie stattfand, noch sind es ihre Dimensionen. Der Berufsfußball ist ein Geschäft, in dem es nicht selten um dreistellige Millionenbeträge geht. Ein

Wirtschaftszweig mit solchen Umsätzen (und Schulden), in welchem kriminelle Energie keine Rolle spielt, ist kaum vorstellbar. Warum sollte der Fußball die Ausnahme sein? Der italienische Nationalspieler Francesco Totti (44 Länderspiele, acht Tore) sieht das Umfeld, in dem er lebt, so: „Das ist eine Welt, die mir nicht behagt. Sie hat zu viele falsche Menschen, die den Fußball nicht lieben und nur aufs Geld aus sind.“<sup>1)</sup>

Totti lebt und spielt in Italien. Dort gehören Wettbetrügereien und manipulierte Spielergebnisse nicht zu den Seltenheiten. Wie auch in Deutschland nicht.

Skandale gab es hier schon ausreichend, als an eine Bundesliga noch gar nicht gedacht wurde, der größte 1930, als die Mannschaft von Schalke 04 illegaler Zahlungen wegen für ein Jahr gesperrt und 14 ihrer Spieler zu Professionals erklärt wurden.

32 Jahre später, am 2. Juli 1962, beschloss der Bundestag des Deutschen Fußballbundes (DFB) mit großer Mehrheit die Einführung der Bundesliga, die dann am 24. August 1963 ihren ersten Spieltag hatte. Nur 20 Monate vergingen, bis Buchprüfer des DFB in der Kasse des Bundesligisten Hertha BSC ein Minus von 192.000 DM entdeckten, die für illegale Zahlungen an Spieler veruntreut worden waren. Es wurde gemunkelt, dass die Prüfer lediglich die Geschäftsbücher der Berliner so genau unter die Lupe nahmen.

Danach begann ein unglaubliches Possenspiel, inszeniert von der Führung des DFB. Hertha, als Vierzehnte der 16 Mannschaften umfassenden Liga, musste zwangsabsteigen. Um den Tabellenletzten, den Traditionsverein Schalke 04 zu retten, wurde beschlossen, die Bundesliga auf 18 Mannschaften aufzustocken, was zuvor vom DFB grundsätzlich abgelehnt worden war. So blieb neben den Gelsenkirchnern auch der Karlsruher SC in der obersten Spielklasse. Dazu stießen die beiden ordnungsgemäß ermittelten Aufsteiger, Bayern München und Borussia Mönchen-Gladbach. Für die Besetzung des noch offenen

achtzehnten Platzes fiel der DFB-Führung eine Lösung ein, die angesichts der Häme und der erhobenen Zeigefinger jener Aufarbeiter des „politisch gelenkten DDR-Sports“, die stets nur die Splitter im Auge des anderen sehen, heiter stimmt: „... noch ein anderes Problem bereitet Kopfzerbrechen. Bundesliga-Fußball ganz ohne Berlin? Aus politischen Gründen eigentlich undenkbar.“<sup>2)</sup>

„Um die Berliner nicht völlig zu verprellen, entschloss man sich in Frankfurt, anstelle Herthas die Neuköllner Tasmania in die Bundesliga zu hieven.“<sup>3)</sup> Tasmania 1900, muss man in diesem Zusammenhang wissen, hatte in der (West)Berliner Stadtliga hinter Tennis Borussia und dem Spandauer SV lediglich den dritten Platz belegt, besaß also keinerlei Qualifikation für den großen Sprung in die oberste Spielklasse. Ein Jahr später hatten die Tasmanen dann lediglich acht Punkte auf der Habenseite und mussten die Bundesliga wieder verlassen. Das „politisch Undenkbare“ war denkbar geworden.

Der ganz große Krach begann dann am 6. Juni 1971. An diesem Tag feierte der Präsident der gerade abgestiegenen Offenbacher Kickers, Gregorio Canellas, seinen 50. Geburtstag und nutzte die Gelegenheit, seinen fachkundigen Gästen Tonbänder vorzuspielen, die zahlreiche Bestechungen und Manipulationen in der obersten Spielklasse belegten. Mit dem Vorsitzenden des DFB-Kontrollausschusses, Hans Kindermann, ging nun ein Mann ans Werk, der mit bemerkenswerter, beim DFB nicht so häufig anzutreffender Konsequenz, Masche um Masche das Netz der Geheimhaltung zerriss, das die Initiatoren des Skandals gesponnen hatten. Das Ergebnis war erschreckend. 53 Aktive waren beteiligt, darunter acht Spieler, die in insgesamt 93 Spielen das Nationaltrikot getragen hatten, und vier weitere, die erst nach dem Skandal 79 Berufungen in die Auswahl erhielten. Betroffen waren die Vereine Eintracht Braunschweig (16 bestrafte Spieler), Hertha BSC (15), Schalke 04 (14), VfB Stuttgart (3), MSV Duisburg (2), Arminia Bielefeld (2), 1.F Köln (1). Man weiß, dass nicht alle Schuldigen gefunden worden waren. Dazu der Bielefelder Sünder Roggensack: „Fast die Hälfte der Bundesliga steckte mit drin ... Das galt übrigens nicht nur in der Saison 70/71, sondern schon all die Jahre davor... Sieben Achtel der Saisonspiele liefen normal. Wenn es dann um den Abstieg ging, reisten Vorstände mit Geldkoffern durch die Gegend“.<sup>4)</sup>

„Wie viele Spiele waren manipuliert, wie viele Punkte verschoben worden? Keiner vermochte damals wie heute genau zu sagen, wie viel Geld da in schummerigen Bars, dunklen Kabinengängen, gutbürgerlichen Wohnungen und feudalen Villen seine Besitzer gewechselt hat.“<sup>5)</sup>

Schwer zu glauben, dass Schiebereien dieses Ausmaßes ohne die Mithilfe von Schiedsrichtern möglich wurden.

Doch auch der Fall Hoyzer hat mindestens einen Vorgänger.

„Der ehe-malige Schatzmeister Peter Karg enthüllte, dass der 1. FCN(ürnberg) in der Saison 1990/91 für die Betreuung der einzelnen Schiedsrichter-Gespanne sage und schreibe 174.000 Mark ausgegeben hatte. Die Unparteiischen hatten wertvolle Geschenke wie Sport- und Trimmgeräte, Kosmetiksets und Sportkleidung erhalten.“<sup>6)</sup> Ob sich die Betroffenen entsprechend dankbar erwiesen, ist nicht überliefert.

Man sieht, die Ereignisse im Jahre 2005 kamen nicht so unverhofft, wie es heute gern dargestellt wird.

Aber: schlechte Beispiele verderben gute Sitten. Das Mitglied der Weltmeistermannschaft von 1974 Paul Breitner in einer Fernsehdiskussion zum Thema Hoyzer: Bei den Amateuren wird geschoben.<sup>6)</sup>

„Kleine Gefügigmacher sind die Ausnahme, aber Realität. Hier 500 Euro, da ein Abendessen oder ein paar Fässchen Bier.“<sup>7)</sup>

„Es gibt Vereinspräsidenten, die offen erzählen, wie selbstverständlich in der Bezirksliga Spiele abgesprochen würden. Es koste manchmal nur zwei Kästen Bier. In diesem Milieu wachsen Nachwuchsfußballer auf.“<sup>8)</sup>

Das ist wohl das Erschreckendste an der üblen Angelegenheit: Die Jungen schauen doch ihren Vorbildern nicht nur auf die den Ball führenden Füße.

Die DFB-Führung aber bemühte sich, die Probleme auszusitzen. So ist es seit jeher ihre Methode, wenn es um dunkle Seiten ihrer Organisation geht, gleichgültig, ob es sich dabei um politische Haltungen oder eben um Vergehen auf

Bundes- und Vereinsebene handelt, die den Fußballbund in ein schlechtes Licht setzen.

In einem empfehlenswerten Buch über die Geschichte der Juden im deutschen und im internationalen Fußball ist zu lesen: „Beim Festakt im Gewandhaus (100 Jahre DFB, Januar 2000. A.d.A.) mahnte Bundespräsident Johannes Rau die Verbandsoberen an, endlich auch die Schattenseiten deutscher Fußballgeschichte aufklären zu lassen und vor allem die Historiker, die sich darum bemühten, nicht in ihrer Arbeit zu behindern.“<sup>9)</sup>

Mit den Schattenseiten war die Verbandspolitik des DFB zu Zeiten der Hitlerherrschaft gemeint.

Das Verschweigen des Schrecklichen wie auch des nur Unangenehmen ist nicht etwa in Scham und Verlegenheit zu suchen, es ist Prinzip.

Es bedarf folglich einer beachtlichen schauspielerischen Leistung, wenn sich leitende DFB-Funktionäre heute lautstark über Hoyzer und andere entrüsten. Bei der Fußball-Weltmeisterschaft 1982 in Spanien hatte es offensichtlich Absprachen und die Manipulation mindestens eines Spielergebnisses durch leitende Männer des DFB gegeben, ganz abgesehen von einer unkorrekten Auslosung, die vom Leiter des FIFA-WM-Organisationskomitees, Neuberger, Präsident des DFB, zu verantworten war.

„...nachdem der für das Losen auserwählte Madrider Waisenjunge die zweite Kugel aus der Lostrommel gezogen hatte, riss FIFA-OK-Chef Neuberger plötzlich die Hände hoch und rief: `Stopp!´. Es folgten mehrere Minuten des Chaos und des Getuschels der mächtigsten Männer der Fußballwelt, ehe das von Glücksgöttin Fortuna bestimmte Los in eine `passendere´ Form abgewandelt wurde und das Eröffnungsspiel statt Argentinien gegen Schottland (wie ausgelost) Argentinien gegen Belgien lautete.“<sup>10)</sup>

Der Verfasser jener Zeilen, Hardy Grüne, ein anerkannter Kenner des deutschen wie des internationalen Fußballs, zitiert dazu die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“: „Die Kugeln

brachen ausgerechnet bei den Mannschaften auseinander, die willkommenen Gegner für die Länder Spanien und Deutschland wurden: Honduras und Österreich. Wenn manipuliert werden sollte, dann sicher zugunsten von Spanien und Deutschland, hatte es immer geheißen, einmal weil Funktionäre beider Länder an der Organisation dieser Weltmeisterschaft maßgeblich beteiligt sind, und zum anderen, weil sie nach Meinung der FIFA die meisten Zuschauer anziehen... Zur Erinnerung: Auch 1978 hatte es bereits Gerüchte um eine `gelenkte´ Auslosung gegeben, wobei der deutsche FIFA-OK-Chef Neuberger beteiligt gewesen sein soll.“<sup>11)</sup>

Hier sei nicht ganz nebenbei bemerkt: Der Verfasser dieses Artikels erinnert sich eines Gespräches mit dem späteren Präsidenten des Deutschen Fußballverbandes der DDR (DFV), Funktionär auch des Europäischen Verbandes UEFA, Günter Schneider über die Weltmeisterschaft 1974. Dieser mit den Gepflogenheiten im internationalen Fußball bestens vertraute Fachmann berichtete dabei, ihm seien schon vor der Auslosung für die WM 1974 die Gegner der DDR-Vertretung bekannt gewesen. Lediglich das vierte, in die Gruppe der schwächsten Mannschaften eingeordnete Land, sei dann dazugelost worden (Australien). Den beiden deutschen Mannschaften hätte man Siege gegen Chile zugetraut und sei sicher gewesen, mit zwei so zugkräftigen Mannschaften in den deutschen Stadien für volle Häuser zu sorgen und den übertragenden Fernsehanstalten gute Quoten zu garantieren.

Zurück zu 1982: Der nächste Skandal folgte auf dem Fuße. Die Logik sagt, dass (neben österreichischen) deutsche Funktionäre zu seinen Initiatoren zählten. Die „kleinen“ Algerier hatten Deutschland besiegt und vor dem letzten Spieltag zusammen mit den Österreichern beste Chancen, in die zweite Runde zu kommen. Die damals noch übliche Methode, die Gruppenspiele zu unterschiedlichen Zeiten anzusetzen, gab nach dem 3:2-Sieg der Algerier über Chile

Deutschen wie Österreichern die Chance, gemeinsam in die Finalrunde zu kommen. So „...sorgten Deutschland und Österreich in einer konzertierten Aktion für ein Resultat, das beide Teams im Turnier beließ. Es war eine skandalöse Vorstellung, die vor allem deshalb so beschämend war, weil keine Mannschaft einen Hehl aus dem unsportlichen Ansinnen machte... nach dem 1:0 durch Hrubesch, das Deutschland die Tabellenführung und Österreich den zweiten Platz sicherte, schoben sich die Teams achtzig Minuten lang die Bälle zu, ohne irgendetwas zu riskieren. .. Konsequenzen hatte das Skandalspiel von Gijon keine...“<sup>12)</sup>

Es ist kaum vorstellbar, dass sich die Spieler zwischen Kabinen und Spielfeld auf solche Schiebung geeinigt hatten. Ohne das Zutun leitender Verbandsfunktionäre war solches Schmierentheater nicht zu inszenieren.

Beenden wir damit die Aufzählung der Vorgeschichte(n) zum Fall Hoyzer. Es ist wahrscheinlich, dass sie unvollständig blieb.

Der Volksmund sagt, dass der Fisch am Kopf zu stinken beginnt. Der üble Geruch wird wohl bis in die Wohnstuben der Zeitungsleser und Fernsehzuschauer dringen. Nur eben nicht in die Amtsstuben des DFB in Frankfurt/Main.

## ANMERKUNGEN

- 1) FIFA Magazine Februar 2005
- 2) Kicker Spezial 1993, 30 Jahre Bundesliga, Nürnberg S. 64
- 3) Hartwig, Wolfgang / Weise, Günter 1997, Hundert Jahre Fußball in Berlin, Berlin S. 125
- 4) Stern v. 3.2.2005
- 5) Kicker Spezial 1999, Hundert Jahre deutscher Fußball, Nürnberg S. 57
- 6) ARD: Sabine Christiansen am 30.1.2005
- 7) Frankfurter Rundschau v. 7.2.2005
- 8) Stern v. 27.1.2005
- 9) Eric Eggers 2003, Oase im Sturm der NS-Zeit – der DFB und die Vergangenheit in Davidstern und Lederball, Göttingen S. 218
- 10) Grüne, Hardy 2002, WM-Enzyklopädie 1930 – 2006, Kassel S. 303
- 11) Ebenda
- 12) Ebenda, S. 305

***Wiedergutmachung an  
Helmuth Behrendt***  
Von ERHARD RICHTER

*Vorweg: Eine Zeitschrift, die zweimal im Jahr erscheint, entwickelt keinen Ehrgeiz, aktuell sein zu wollen. Deshalb gilt auch für die Situation, mit der sich der folgende Beitrag befasst: Schon während der Drucklegung dieser Ausgabe kann sich die Situation verändert haben. Die Entscheidungen von Kommunalpolitikern sind oft unberechenbar...*

Der US-amerikanische Baumillionär Avery Brundage errichtete nicht nur Hotelpaläste – in dem wohl attraktivsten in Chicago bewohnte er bis zu seiner Übersiedlung nach Deutschland die ganze oberste Etage -, sondern war auch sein Leben lang in der olympischen Bewegung tätig und opferte den damit verbundenen Aufgaben viel Zeit. Zur Charakterisierung seiner Person: 1936 sicherte er die Teilnahme der USA an den Spielen in Berlin, in dem er bei der entscheidenden Abstimmung Splitterstimmen hervorzauberte, mit denen keiner gerechnet hatte. Später soll er sogar in einer Versammlung der US-Faschisten aufgetreten sein. Er war selbst wohl kein Faschist, aber eben ein hartgesottener Unternehmer und solider Antikommunist. Wenn sich überhaupt jemand rühmen konnte, ihn eines Tages dafür gewonnen zu haben, die Aspekte des Sozialismus wenigstens zur Kenntnis und danach – zumindest auf dem Gebiet des Sports - in Augenschein zu

nehmen, war das der deutsche Arbeitersportler Helmut Behrendt. Das mag ein wenig phantastisch klingen, ist aber die blanke Wahrheit.

Der in Königsberg geborene Behrendt war begeisterter Fußballer, der lange in der Mannschaft von Fichte Südost Berlin spielte. Der Kommunist war 1933 vor den Faschisten in die Sowjetunion emigriert, 1934 illegal zurückgekehrt, bald verhaftet und wegen seiner antifaschistischen Tätigkeit 1935 angeklagt worden, der Vorbereitung zum Hochverrat schuldig zu sein und zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt worden.

Als die vorüber waren, sperrte man ihn in die Konzentrationslager Sachsenhausen und Mauthausen. 1945 gehörte er dem vom ersten Magistrat im vom Faschismus befreiten Berlin gebildeten Sportamtes an, wurde bald darauf Mitglied der neuen demokratischen Sportbewegung und war von 1952 bis 1973 Generalsekretär des Nationalen Olympischen Komitees der DDR. In dieser Funktion begegnete er eines Tages auch Brundage, als die DDR ihre Bemühungen, Mitglied der olympischen Familie zu werden, intensivierte. Der Baumillionär aus Chikago respektierte ihn als einen Menschen, der nicht nur wie er selbst lange begeisterter Sportler gewesen war, sondern vor allem als jemanden, der seine Gesinnung nie verraten und dieser Haltung wegen sogar Zuchthaus- und KZ-Haft auf sich genommen hatte. Die „Liaison“ zwischen beiden war nicht über Nacht gewachsen, aber sie stand auf soliden Füßen. Brundage versicherte einem Bundesdeutschen einmal hinter vorgehaltener Hand: „Ein verlässlicher Mann!“ Es war möglicherweise eine Art von Verlässlichkeit, wie sie in den USA rar ist. Jedenfalls wurden der Millionär und der ehemalige KZ-Häftling olympische Gefährten. Behrendts blieb ein angesehenes Mitglied der olympischen Familie, als Brundage die olympische Bühne verließ und war 1978 der erste DDR-Bürger, der mit dem Olympischen Orden ausgezeichnet wurde.

Nach seinem Tode 1985 gab man der Schwimmhalle in Berlin-Marzahn-Hellersdorf seinen Namen und ehrte ihn mit einer dort aufgestellten Büste. 1990 sorgten bilderstürmende Schreihäse dafür, dass der Name und die Büste verschwanden. Nun haben sich Sportbegeisterte in dem Berliner Stadtbezirk zusammengetan, um an Behrendts 20. Todestag (5. September) dieses Unrecht zu korrigieren. Man erinnerte daran, dass Neukölln eine Bilderstürmeraktion gegen Werner Seelenbinder nach über fünf Jahrzehnten korrigiert hatte. So lange wollte man in Marzahn-Hellersdorf allerdings nicht warten. Die kommunalen Abgeordneten sahen keine Hürde darin, den Schritt rückgängig zu machen. Das nächste Wort hatte die Bäderverwaltung, die dem Träger des Olympischen Ordens und Freund des IOC-Präsidenten die Ehrung nicht verweigern wollte. Vielleicht kann ich in der nächsten Ausgabe der „Beiträge“ über die Re-Namensgebung berichten...

Die Paralympics in Athen 2004 wurden als die XII. Spiele dieser Art bezeichnet, obwohl der Name „Paralympics“ erst 1984 offiziell für die „Weltspiele der Behinderten“ verwendet worden war. Gezählt wird also seit 1960, seit den ersten „Internationalen Weltspielen der Gelähmten“ in Rom (Italien), die damals - hervorgegangen aus dem Internationalen Sportfest für Querschnittsgelähmte, den Stoke Mandeville Games in Großbritannien (seit 1952) - das erste Mal im Anschluss an die Olympischen Sommerspiele durchgeführt wurden und an denen etwa 400 Rollstuhlfahrer aus 23 Ländern teilgenommen hatten. In den folgenden Jahren wurden diese Internationalen Spiele der Gelähmten dem Rhythmus der Olympischen Spiele angepasst. In Toronto (Kanada) 1976 bei den „Weltspielen der Behinderten“ starteten dann neben den Rollstuhlsportlern auch Amputierte und Sehbehinderte. Aus den Weltspielen der Gelähmten waren die der Behinderten geworden, obwohl noch nicht alle Gruppen der Behinderten beteiligt waren.

Bei den XII Paralympics in Athen 2004 starteten Athletinnen und Athleten aus 136 Ländern. Insgesamt standen 525 Entscheidungen auf dem Programm. Den abschließenden Medaillenspiegel dieser Paralympics führte China mit insgesamt 141 Medaillen (63 Gold-, 46 Silber-, 32 Bronzemedailles) an, vor Großbritannien mit 94 (35 - 30 - 29) und Kanada mit 72 Medaillen (28 - 19 - 25). Die USA belegten den vierten, Australien den fünften, die Ukraine den sechsten Platz und Deutschland nach Spanien mit 79 Medaillen (19 – 28 – 32) Rang acht. Im Vergleich zu den Paralympics 2000 in Sydney konnten vor allem die Mannschaften aus China, der Ukraine und Japan ihre Medaillenbilanz deutlich verbessern.

Die Mannschaft des Deutschen Behindertensportverbandes (DBS) erzielte ihr bisher bestes Ergebnis bei den Paralympics 1988 in Seoul (Südkorea) mit dem 2 Platz hinter den USA und insgesamt 192 Medaillen (77 - 84 - 51). Diese hervorragende Platzierung konnte auch noch bei den

Paralympics 1992 in Barcelona (Spanien) - nun verstärkt durch die Athletinnen und Athleten aus den neuen Bundesländern - und 1996 in Atlanta (USA) gehalten werden. Allerdings nahm die Zahl der errungenen Medaillen sukzessive ab. In Barcelona wurden insgesamt 171 (61 - 50 - 60) und in Atlanta 149 Medaillen (40 - 58 - 51) gewonnen. Die Mannschaft von Sydney 2000 fiel auf den 10. Rang der Nationenwertung zurück. Dieses Ergebnis veranlasste den Deutschen Behindertensportverband 2001 ein neues, langfristig angelegtes Leistungssportkonzept zu erarbeiten und einzuführen, das zweifellos erst nach etwa sechs bis acht Jahren voll wirksam wird. Die Rahmenbedingungen für den Spitzensport von Menschen mit Behinderungen wurden weitgehend professionalisiert und mit „der Einrichtung des TOP TEAM ATHEN 2004 ... für einen Teil der Athletinnen und Athleten ein erster Schritt in diese Richtung getan“ wie Dr. Quade, der Chef de Mission der deutschen Mannschaft in Athen, feststellte. Außerdem reiste nicht nur ein stark verjüngtes Team nach Athen, sondern es waren auch die Qualifikationsbedingungen verschärft worden, so dass nur die Besten der Besten eine Chance hatten, nominiert zu werden. Nahezu die Hälfte der Teilnehmer - 44 Prozent - startete zum ersten Mal bei Paralympics. Sie errangen 43 der insgesamt 78 Medaillen für die deutsche Mannschaft, deren Mitglieder in 16 von 19 ausgeschriebenen Sportarten an den Start gingen. Besonders erfolgreich waren die 18 Schwimmerinnen und Schwimmer des deutschen Teams. Sie gewannen insgesamt 23 Medaillen (5 - 8 - 10) und kamen 55 Mal auf Platz 4, 5 oder 6 ein (12 - 16 - 17), während 53 Leichtathletinnen und -athleten 24 Medaillen (4 - 11 - 9) errangen. Besonders dramatisch verlief das Kugelstoßen der Frauen. Die „grande dame“ des deutschen Behindertensports, Marianne Buggenhagen, stieß in ihrer Spezialdisziplin und Schadensklasse mit 9,06 m erneut einen Weltrekord. Sie wurde aber - auf Grund des komplizierten Wertungssystems - auf Platz zwei gesetzt und Jana Fessiowa, eine tschechische

Athletin, mit deutlich geringerer Weite, aber in einer höheren Schadensklasse eingestuft, demzufolge auf Rang eins gesetzt. (Marianne Buggenhagen hatte die Kugel zwei Meter weiter gestoßen als Jana Fessiowa.) Dagegen protestierten drei an der Konkurrenz beteiligte Mannschaften, wohlgemerkt war die deutsche nicht darunter. Dem Protest wurde durch die Jury stattgegeben und damit hatte Marianne Buggenhagen ihre 8. Goldmedaille bei den Paralympics gewonnen.

Als besonders leistungsstark erwiesen sich auch, wie die nachfolgende Übersicht zeigt, die Athletinnen und Athleten, die in den Sportarten Tischtennis, Reiten, Judo und im Radsport an den Start gingen.

Die Tabelle listet die Plätze 1 bis 6 und gibt die Punktzahl nach dem 7,5,4,3,2,1-System an)

Leichtathletik: 4-11-9-12-16-17 = 204

Radsport: 2-1-3-4-9-7 = 68

Judo: 2-1-3-0-1-0 = 33

Reiten: 0-4-1-0-1-0 = 26

Gewichtheben: 0-1-0-0-1-0 = 7

Fechten: 0-0-0-0-1-4 = 6

Schwimmen: 5-8-10-13-6-12 = 178

Tischtennis: 4-2-3-2-0-0 = 56

Sportschießen: 1-1-2-1-1-1 = 26

Bogenschießen: 1-0-0-0-0-1 = 8

Segeln: 0-0-0-2-00 = 6

## Ehrenkolloquium für Ernest Strauzenberg Von PAUL KUNATH

„Leistungsfähig, lebensfroh, aktiv bis ins hohe Alter“ – so beschreibt Stanley Ernest Strauzenberg das Anliegen seines Buches „Gesundheitstraining“ (Berlin 1977). Und er hat auch selbst so gelebt, beispielgebend für andere. Am 25. November 2004 beging er seinen 90. Geburtstag. In seinem vielseitigen wissenschaftlich produktiven Leben hat Prof. Dr. med. habil. Stanley Ernest Strauzenberg auf dem Gebiet der Diagnostik und Therapie der Inneren Medizin,

speziell zur Diabetologie, praktisch und theoretisch gearbeitet. Bereits 1966 erschien das mit Hans Haller verfaßte und zur damaligen Zeit weltweit geschätzte Standardwerk „Orale Diabetestherapie“. Im gleichen Jahr wurde er zum Professor für Innere Medizin und zum ärztlichen Direktor des Klinikums der Medizinischen Akademie in Dresden berufen.

Die eigene sportliche Betätigung – Ende der 30er Jahre gehörte Strauzenberg in Sachsen zu den besten 400-m- und 800-m-Läufern und zu den erfolgreichsten Studentensportlern – sowie die Betreuung sportlich aktiver Patienten in seiner zehnjährigen Landarztpraxis in Oberbärenburg, später von jugendlichen Athleten in Dresden, vertieften sein Interesse an sportmedizinischen Aufgaben und Problemen. Bereits 1950 betreute er Skilangläufer in Zinnwald. Am ersten sportmedizinischen Kongreß der DDR, 1953 in Leipzig nahm er ebenso teil wie an der Gründung der Arbeitsgemeinschaft für Sportmedizin, dem Vorläufer der Gesellschaft für Sportmedizin der DDR.

Die für ganz Deutschland und weltweit beispielhafte Entwicklung der Sportmedizin in der DDR, einschließlich ihrer staatlichen Förderung, auch wenn man die heute oftmals als einseitige Instrumentalisierung des Staates darzustellen versucht, sah Prof. Dr. Strauzenberg immer in Mitverantwortung für grundlegende Entwicklungsentscheidungen. Die Gesellschaft für Sportmedizin war dann für mehr als 1500 Ärzte, die im Sport und für den Sport der DDR tätig waren, eine wissenschaftliche und organisatorische Interessenvertretung. Insofern ist es nicht erstaunlich, dass ein Ehrenkolloquium anlässlich des neunzigsten Geburtstages von Stanley Ernest Strauzenberg vielfältige Beachtung fand. Am 3. und 4. Dezember 2004 wurde dieses Kolloquium im „Raupennest“ in Altenberg (Sachsen), einem traditionellen sportmedizinischen Rehabilitations- und Betreuungszentrum, durchgeführt. Veranstaltet wurde es vom Sächsischen Sportärztebund

durch „Sachsens Integriertes Zentrum für Gesundheitsförderung“ unter Leitung von Privatdozent (PD) Dr. med. Zerbes. Obwohl der Jubilar sich schon 1978 in den Ruhestand versetzen ließ - er konnte und wollte die Einschränkung des Zentralinstitutes für Sportmedizin in Kreischa vorrangig auf Belange des Leistungssports nicht mitgehen -, nahmen etwa 150 Ärzte, Wissenschaftler und Freunde an der Veranstaltung teil.

In seiner Laudatio würdigte der Vizepräsident des Deutschen Sportärztebundes, der Kardiologe Prof. Dr. Löllgen vom Klinikum Remscheid, die Leistungen des Jubilars zur Wirksamkeit körperlich-sportlicher Belastungen in der Prävention und Therapie von Herz-Kreislauf-Erkrankungen und den damit verbundenen Stoffwechselproblemen. Prof. Dr. Haller (Dresden) hob in seiner Rede immer wieder die herausragende klinische Arbeit in vielen Praxisbereichen hervor. Prof. Dr. Neumann (Leipzig) stellte eindrucksvolle Studien zur Herzkreislaufbelastung in Abhängigkeit von körperlichen Bewegungen und sportlichen Übungen vor, die er im letzten Jahrzehnt seiner langjährigen Untersuchungen im Ausdauersportbereich bei Männern und Frauen verschiedener Altersstufen und Indikationen durchgeführt hat. PD Dr. Altmann von der Herzkreislaufklinik in Bad Gottleuba bestätigte aus klinisch rehabilitativer Sicht sowohl die Notwendigkeit als auch die Wirksamkeit einer bewegungsorientierten Therapie. Er konnte auf diese Weise die Weiterführung der von Strauzenberg begründeten Dresden-Kreischaer Schule der Sportmedizin belegen. In einem Beitrag von Herrn Schmidt, Landessportbund Sachsen, wurde schließlich dargestellt, daß durch die gemeinsame Aktion des Deutschen Sportbundes und der Bundesärztekammer „Sport pro Gesundheit“ die im Kolloquium vorgestellten Erfahrungen und Erkenntnisse heute für die Förderung der Gesundheit der Bevölkerung genutzt werden sollen.

Der Versuch, 90 Jahre des Lebens eines Menschen zu würdigen, wird immer unvollständig sein. Auch wenn der Autor dieser Zeilen mehr als vier Jahrzehnte mit dem Jubilar zusammengearbeitet hat: Beim Aufbau von Kreischa als Rehabilitationszentrum der DHfK Leipzig, zwölf Jahre als Mitglied der zentralen Facharztkommission, davon acht Jahre unter seiner Leitung, im Prozeß der Betreuung des wissenschaftlichen Nachwuchses und der engeren Verflechtung der Sportmedizin mit der Sportwissenschaft und ihren verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen. In diesen Jahren habe ich Stanley Ernest Strauzenberg kennen und schätzen gelernt. Er fühlte sich immer mit dem sozialen Leben und dem DDR-Sport verbunden und hat mit seiner Eigenständigkeit und Kritik stets versucht, notwendige Entwicklungsprozesse zu fördern und Fehlentwicklungen zu verhindern oder aufzuhalten. Gerade deshalb genoß und genießt er bis heute als Mensch, als Arzt, als Wissenschaftler und Sportmediziner weltweit besondere Achtung und Anerkennung.

## **ZITATE**

„SOLLTE ICH NACKT SCHWIMMEN?“

Der Auftakt zum Kurzbahn-Weltcup morgen gerät für Antje Buschschulte (25) plötzlich zur Nebensache. Seit der Ankunft in Südafrika grübelt die Magdeburgerin über ihre Beziehung zum Deutschen Schwimmverband (DSV). Dessen Cheftrainer Ralf Beckmann hatte dieser Tage eine Disziplinarmaßnahme gegen Buschschulte öffentlich gemacht. 2000 Euro soll die mit dem Gewinn von drei Bronzemedailles erfolgreichste deutsche Olympiaschwimmerin von Athen zahlen, weil sie bei einem ihrer Rennen in Griechenland nicht im Schwimmanzug der Nationalmannschaft (Arena), sondern eines Konkurrenzunternehmens (Speedo) angetreten war.

Buschschulte wehrt sich schon seit Wochen gegen die Strafe, hat längst eine Anwältin eingeschaltet. Nach dem Reiß einer Naht am neuentwickelten Hightech-Anzug habe ihr in Athen zwischen Einschwimmen und Finale kurzfristig kein Ersatz zur Verfügung gestanden, lautet ihre Begründung. „Ich habe finanziell doch nix von dem Anzugwechsel gehabt, sondern wollte einfach nur schnell schwimmen. Sollte ich das etwa nackt tun?“, fragt Buschschulte...

*Raik Hannemann  
Die Welt - 19. November 2004*

Schily: „Hier muß gründlich  
aufgeräumt werden“

Erst die Führungsperson aussuchen, dann die Fusion angehen? Gegen diesen Vorschlag wehrt sich die deutsche Sportführung seit Beginn der Reformdebatte im Spätsommer. Dabei sind doch schon längst Fakten geschaffen: Der Chef vom Ganzen heißt Otto Schily. Nun ist der Mann zwar Bundesinnenminister und als solcher per Autonomieabsatz in der Grundsatzerklärung des Deutschen Sportbundes (DSB) auf Distanz zu halten. Aber was stört das einen Schily? „Der darf doch seine Meinung sagen“, erklärte DSB-Präsident Manfred von Richthofen sichtlich zufrieden. Natürlich. Und so sagte der Minister am Samstag auf dem Bundestag des DSB in Bremen pflichtbewußt, er respektiere die Unabhängigkeit des Sports. In der Kür legte er dann los. Mit der Macht eines „Hauptförderers“ im Spitzensport, mit dem Argument einer geplanten Mittelerrhöhung von 11,8 Prozent für 2005 (133 Millionen Euro) und schließlich mit dem schlagenden Verweis auf seine demokratische Gesinnung: „Der Bund trägt die Verantwortung gegenüber dem Steuerzahler.“ Wer unter den Delegierten die geballte Kraft in der ersten Rede zum Tage als Drohpotential verstand, hatte begriffen: hier macht ein Politiker Sportpolitik wie lange nicht mehr. Der SPD-Mann Schily sprach zum Vergnügen des CDU-Freundes

Richthofen für die heftig umstrittene Fusion von DSB und Nationalem Olympischen Komitee (NOK). „Die große Chance, die Organisationsstruktur des deutschen Sports zu straffen und neu zu ordnen, um mehr Effizienz und Schlagkraft zu erreichen, darf nicht vertan werden“, sagte Schily und warnte: „Das Ministerium wird die Ergebnisse im Hinblick auf ihre Förderwirkungen eingehend prüfen.“ Deutlicher kann man es kaum sagen. Und so ließ der Szenenapplaus mit zunehmender Schärfe nach. Als Schily das bemerkte – „der Beifall kommt zögerlich“ -, hatte er manchen Delegierten schon getroffen. Denn was bedeutet es für den gemeinen Sportfunktionär, wenn der Innenminister feststellt, daß „mehr als 120 Gremien für den Leistungssport (und den Breitensport) nicht der Weisheit letzter Schluß sind“? ... Denn „hier“, forderte Hardliner Schily, „muß gründlich aufgeräumt werden“. Wobei mit aufräumen in diesem Fall wohl wegräumen gemeint ist. ... Die Delegierten nickten das vorgelegte kurz- wie langfristige Programm Gold nur noch ab: Nun sollen die Bundesstützpunkte von etwa 141 auf 100 reduziert und dafür etwa 30 Fördereinrichtungen für Nachwuchsathleten unter 23 Jahren eingerichtet werden. Das angenommene Förderkonzept 2012 schreibt stärkere Eliteunterstützung. Kaderreduzierungen. Konzentration von Trainingsgruppen sowie eine neue Einteilung der olympischen Sportarten und Disziplinen in Leistungsfördergruppen vor. Frei nach dem Motto: Die Starken mit Zuwendungen (plus zehn Prozent) stärken, die Schwachen mit Abzügen (bis minus 30 Prozent) bestrafen. Nachdem das Erbe des DDR-Sports verbraucht ist, tauchen im Vereinten Deutschland mit der Effektivitätsrechnung wieder Ideen des ehemaligen Systems auf. 1967 wurden alle Sportarten, in denen sich die DDR keinen Medaillengewinn ausrechnete, nicht mehr unterstützt. Vielfalt ist kein Thema mehr.

*Anno Hecker  
Frankfurter Allgemeine Zeitung - 6. Dezember 2004*

#### Deutsche Sportler dopen verstärkt

Alarmsignal für den deutschen Sport: Die Zahl der Dopingfälle stieg im Olympiejahr um 60 Prozent auf 80 an, im Vorjahr waren es 50. Da noch nicht alle Proben ausgewertet sind und die im Ausland überführten Athleten gar nicht erfasst sind, wird die Zahl bis Jahresende weiter steigen. Dabei wurden die Tests nicht signifikant verstärkt. „Ein Grund für den rasanten Anstieg ist, dass wir vor Olympia die Qualität der Kontrollen erhöht haben. Wir haben in den Trainingsphasen kontrolliert, in denen Doping für die Athleten Sinn hat“, erklärte Roland Augustin, Geschäftsführer der Nationalen Anti-Doping-Agentur (Nada).

Erschreckend ist, dass 2004 in den deutschen Labors nicht auf modernste Dopingmethoden untersucht wurde. Erst 2005 wird in Köln und Kreischa auf Wachstumshormone (HIGH) und Fremdblut analysiert. Und bei den Tests in Deutschland, die von der Nada verantwortet wurden, gab es keinen Epo-Fall.

Triathletin Nina Kraft ist nicht erfasst, weil sie in den USA erwischt wurde. Die Renner unter den verbotenen Substanzen sind weiter anabole Steroide, mit 20 Fällen machen sie ein Viertel aus. Ansonsten sind Diuretika, Stimulantien, Cannabis und Gluco-Corticosteroide besonders beliebt. Speziell Gluco-Corticosteroide sind ein Grund für den Anstieg. Die Substanz ist etwa in Asthmasprays oder entzündungshemmenden Salben enthalten.

Sportler, die diese Mittel aus therapeutischen Gründen einnehmen, können eine Ausnahmegenehmigung bei der Nada beantragen. Viele Athleten vergessen dies... Die Nada muss die 4300 Trainings- und 4000 Wettkampftests nebst allen anderen Aufgaben mit einem 1,2 Millionen-Euro-Etat bestreiten. Jeweils 130 000 Euro steuern NOK, DSB und Sporthilfe bei, drei Sponsoren erbringen 160 000 Euro. Jetzt soll die Wirtschaft um weitere Hilfe gebeten werden.

*Hans-Peter Kreuzer*  
*Süddeutsche Zeitung - 10. Dezember 2004*

Von Kati lernen, heißt...

Neulich sah ich im Fernsehen irgendwelche britischen Eiskunstläufer und plötzlich kam mir in den Sinn, wie ich vor Jahrzehnten von einer berühmten britischen Eiskunstläuferin gebeten worden war, ihr als Dolmetscher behilflich zu sein. Der DDR-Sportverband hatte die renommierte Britin als Trainerin engagiert, darauf hoffend, dass es mit ihr mit dem Eiskunstlauf vorangehen würde. Die Frau verstand ihr Handwerk – forderte ihre Gage – und machte sich in der Berliner Werner-Seelenbinder-Halle ans Werk. Ihr Engagement währte jedoch nicht lange. Eines Tages packte sie ihre Koffer und just, als sie mitteilen wollte, warum sie den Vertrag augenblicklich kündigen würde, bat sie mich um Übersetzerhilfe. Der Kern ihres Motivs klang beinhart: „Diese Mädchen hier eignen sich alle hervorragend für Eiskunstlaufweltmeisterschaften, aber höchstens als Kartenabreißerinnen am Eingang.“

Die Dame – mit Rücksicht auf ihr Image, verzichte ich darauf, ihren Namen zu nennen - flog davon und eine junge, als Trainerin völlig ungeübte DDR-Eiskunstläuferin, die obendrein sehr skeptisch war, übernahm das Training. Sie heißt Jutta Müller und während die Britin trotz ihrer Olympiamedaille längst vergessen ist, schwärmen heute noch viele von Jutta. (Ich auch.)

Wie man weiß, steht es derzeit auch nicht gerade zum allerbesten um den deutschen Eiskunstlauf und weil ständig die Frage gestellt wird, wie man möglichst schnell wieder an die Weltspitze kommen kann, las ich (9. November 2004) sehr aufmerksam und mit Interesse, was Katarina Witt in der Berliner taz dazu geschrieben hatte: „Leistung, Leistung, nochmals Leistung - in keinem anderen Bereich der DDR-Gesellschaft wurde das Leistungsprinzip derart konsequent

und kompromisslos durchgesetzt wie im Sport. Das begann bei der Suche nach Talenten, setzte sich bei der Forderung des Nachwuchses fort und endete bei der Belohnung der Spitzenathleten. Mein Weg führte mich damals in Karl-Marx-Stadt direkt vom Betriebskindergarten in den Sportklub. Das geht heute schon deshalb nicht mehr, weil es keine Betriebskindergärten mehr gibt. Normalerweise wurden sportliche Talente ohnehin durch die Trainer entdeckt, die von Schule zu Schule pilgerten und systematisch nach Kindern suchten, die Freude und Begabung für verschiedene Sportarten mitbrachten. Mit dieser gründlichen Suche ist zu erklären, dass ein kleines Land wie die DDR derart erfolgreich im Sport war.

Heute verlässt man sich darauf, dass ambitionierte und ehrgeizige Eltern selbst aktiv werden und ihre Kinder zu den Eislauf-Vereinen bringen. Scharen von Kindertrainern, die geduldig im ganzen Land nach Talenten suchen und mit deren Ausbildung beginnen, kann sich der deutsche Sport längst nicht mehr leisten. Ein 'Casting' gibt es heute selbst im Fernsehen für alle möglichen und unmöglichen Talente. Für Sportarten, die zunächst kein Geld bringen, sondern etwas kosten, gibt es so ein Casting leider nicht.

War ein Talent dann erst einmal entdeckt, wurde es gehegt und gepflegt. An den anderen, weniger begabten Kindern verlor das DDR-Sportsystem schnell das Interesse. Es herrschte eine streng leistungsorientierte Auslese. Ich wechselte in der 3. Klasse an die Kinder- und Jugendsportschule meiner Heimatstadt, ab der 5. Klasse erhielt ich dort Einzelunterricht. Die Schule nahm auf den Trainingsalltag der Sportler Rücksicht, ohne etwas zu verschenken. Natürlich gab es im Alltag der DDR wenige Alternativen, die so viel gesellschaftliche Anerkennung und materielle Vorteile versprachen wie der Leistungssport. ... Aber das entscheidende Motiv für mich war, nichts anderes als die Beste zu sein. Ich war knapp 14, als für mich feststand: Erst an der Weltspitze werde ich zufrieden sein.

Für dieses Ziel habe ich bis zu sieben Stunden am Tag trainiert. Heute finden junge Sportler diese Bedingungen in ihren Schulen äußerst selten vor. ... Die Länge der Schulzeit muss flexibel sein, der Stundenplan und Lehrumfang muss sich am Trainingspensum orientieren. ... Aber noch wichtiger als die sichtbaren Belohnungen war die Anerkennung in der Gesellschaft. Sie war natürlich politisch motiviert, weil die DDR sich mit Siegern schmücken wollte. Aber die Wertschätzung für den Einzelnen blieb über das Ende seiner Karriere hinaus bestehen. Gaby Seyfert, die Anfang der 70er Jahre Weltmeisterin im Eiskunstlaufen war, blieb bis in die letzten Tage der DDR eine populäre Person. ... Hierzulande werde ich als 'ehemalige' Olympiasiegerin vorgestellt, in den USA heißt es immer: 'The 2time olympic champion.'" (Die zweifache Olympiasiegerin) „Man ist es und bleibt es. ... Wer nur alle vier Jahre nach Olympischen Spielen jammert, dass es wieder weniger Medaillen geworden sind, wird nichts ändern, solange er sich nicht selbst bewegt. Als Sportler nicht, als Sportsystem auch nicht.“

Deutlicher ging's kaum! Natürlich können mir Leser entgegenhalten: „Das ist doch für uns nichts Neues!“ Sie könnten auch noch einwenden, dass im deutschen Sport kaum jemand bereit ist, sich von Katarina Witt belehren zu lassen, weil anderthalb Jahrzehnte Anti-DDR-Medien-Agitation auch im Sport nicht mit einem Besen einfach weggekehrt werden könnte. Natürlich wird ein Land nicht daran gemessen, wie viel Eiskunstlauf-Olympiasieger es hervorbringt, aber dazu gehört – siehe oben - eben auch der Betriebskindergarten und der wird wohl kein comeback in dieser Gesellschaft feiern. Er stammt aus dem anderen System und ich glaube, es hat alles was mit dem System zu tun. Bis hin zum Eiskunstlaufen.

*Klaus Huhn*  
*LEIPZIGS NEUE - 14. Januar 2005*

### *„Ozapft is“*

Früher, als man die Schlagzeilen noch aus Bleilettern zusammenfügte, schob man Titel, von denen man sicher war, dass sie bald wieder gefragt sein würden, in eine Ecke, in der man sie schnell wiederfand. Das wäre so eine: Olympia ruft! In Leipzig sind die Aktenordner, die die Briefe und Pläne und Werbeprospekte – und vor allem Rechnungen - enthalten, noch nicht mal in einem Container verstaut, da kräht München: Jetzt wir! Und weil man mit der Bewerbung für Sommerspiele in Berlin (2000) und Leipzig (2012) so kläglich gescheitert war, wechselte man die Reifen und startete in den Winter: 2014 will München die Skispringer und Rodler aus aller Welt begrüßen.

Übrigens: Das letzte Mal, als sich eine deutsche Stadt um Winterspiele bewarb, verdiente ich nicht schlecht. Nein, nicht mit einem Beratervertrag oder einträglicher Lobby-Tätigkeit, sondern mit einer ansehnlichen Wette. Am Tag bevor entschieden wurde, ob Berchtesgaden die Winterspiele 1992 veranstalten würde, charterte deren Bewerbungskomitee ein Salonschiff auf dem Genfer See, lud alle IOC-Mitglieder und auch Journalisten ein, bewirtete sie fürstlich und ließ den IOC-Mitgliedern – während sie „auf See“ waren - wertvolle Geschenke auf ihre Zimmer bringen. (Niemand sollte auf dem Landungsteg damit gesehen werden.) Es war der so siegessichere Berchtesgadener Orgchef und Kurdirektor, dem ich an Bord eine Wette anbot, das Berchtesgaden die Spiele nicht bekommen würde. Er hielt lärmend dagegen, dass Berchtesgaden schon so gut wie gewonnen habe. Am nächsten Tag flog Berchtesgaden in der ersten Runde raus. Der fassungslose Kurdirektor wollte für sein verlorenes Wettgeld von mir wenigstens erfahren, woran es gelegen haben könnte. Ich mutmaßte: Berchtesgaden ist als ehemalige Hitler-Logis noch immer weltweit „belastet“. Er staunte, wie „nachtragend“ die Welt wäre.

Nun also wieder München und wieder mit Berchtesgaden am Hinterrad. Die Termine stehen fest: Am 28. Juli 2005 muss

die Bewerbung eingereicht sein, 2007 wird in Guatemala abgestimmt. Natürlich liegt eine „Machbarkeitsstudie“ schon vor, was auch bedeutet, dass die ersten Honorare schon geflossen sind. Die Athleten werden wenig sehen von München, die Skisportler dürften in Garmisch-Partenkirchen untergebracht – Schauplatz der Spiele 1936 – werden, die Eisschnellläufer in Inzell... Die „Frankfurter Rundschau“ verglich die Bewerbung mit einem Wiesn-Spaß: und schrieb drüber: „Ozapft is“.

*Klaus Huhn  
junge Welt - 26. Januar 2005*

„Diese gigantischen Beträge  
sind für mich pervers“

*Der österreichische Sportdirektor Toni Innauer über die Kommerzkultur im Skispringen und die Zukunft seines Sportes.*

Toni Innauer hat das Skispringen vergangenen 30 Jahren geprägt wie kaum ein Zweiter - zuerst als Athlet, dann als Trainer und Funktionär. Heute bekleidet er das Amt des Sportdirektors im österreichischen Verband. Aber er schaut auch über den Tellerrand hinaus...

*... ein Fernsehsender wie RTL in Köln braucht die Sporthelden, um hohe Einschaltquoten und Werbeeinnahmen erzielen zu können.*

Korrekt, das führt dazu, dass in unserer Kommerzkultur die Stars beinhaltet geschaffen werden - obwohl dafür kein Fundament vorhanden ist. Das funktioniert wie bei Big Brother. Ich sehe die Tendenz, dass diese Schizophrenie auch mehr und mehr auf den Sport übergreift - und bestätigt werde ich durch Figuren wie Anna Kournikowa, die nur eine mittelmäßige Tennisspielerin und trotzdem ein Superstar war.

*Und wer ist die Anna Kournikowa unter den Skispringern?*

Bei uns gibt es solche Leute nicht, und ich hoffe auch, dass sich das nicht ändert. Denn für mich steht die sportliche

Leistung immer noch an erster Stelle. Gewisse Grenzen wollen wir nicht überschreiten - auch wenn die Show das vielleicht verlangen würde...

*Aber reicht es beispielsweise auch für Thomas Morgenstern, um in die Bereiche eines Großverdieners Hermann Maier vorzustoßen?*

Dazu habe ich eine eigene Meinung. Wenn es um so gigantische Beträge geht, steckt da für mich eine Perversion dahinter. Das ist hinausgeschmissenes Geld. Nein, eine Nummer kleiner reicht.

*Thomas Hold und Stefanie Wohl*

*Stuttgarter Zeitung - 25. Februar 2005*

#### Commerzbank-Arena für Waldstadion

Ein großer gelber Schriftzug wird in den nächsten Wochen über der Haupttribüne des neuen Frankfurter Waldstadions montiert. Meterhohe Buchstaben bilden das Wort „Commerzbank-Arena“. So wird die Sportstätte von Mai an für mindestens zehn Jahre heißen. Gefühle sind Tugenden, von denen sich Banker gemeinhin nicht leiten lassen. Und dennoch ließ sich Commerzbank-Chef Klaus-Peter Müller am Donnerstag zu der Äußerung hinreißen: „Wir wollen Emotionen wecken.“ Freilich ging es da nicht um Finanzgeschäfte, sondern um ein Fußballstadion. Müller war wie auch Oberbürgermeisterin Petra Roth (CDU), Bürgermeister Achim Vandreike (SPD), Eintracht-Boss Heribert Bruchhagen und der Geschäftsführer des Sportvermarkters Sportfive, Thomas Röttgermann, ins Stadion gekommen, um den neuen Namen für das Waldstadion zu verkünden. Für zunächst zehn Jahre wird die Commerzbank das Namensrecht am Stadion erwerben. Über den Preis schwiegen sich alle aus, bestätigt wurde nur, dass die jährliche Summe je nach Liga-Zugehörigkeit von Eintracht Frankfurt schwanken kann. Somit dürften insgesamt zehn bis 20 Millionen Euro zusammen kommen. Der überwiegende Teil davon fließt in den Schuldendienst des Stadionumbaus (188 Millionen Euro).

Neben der Steigerung des Bekanntheitsgrades wolle die Commerzbank mit der Investition auch „ein Zeichen setzen für die Verbundenheit mit der Stadt und ihren Bürgern und Sportfans“, sagt Vorstandssprecher Müller. Er habe Verständnis dafür, dass nicht alle Sportfans „unsere Begeisterung teilen“. In Zeiten leerer öffentlicher Kassen sei aber „nun einmal vermehrtes privates Engagement gefordert“.

Die Bank habe der Stadt „einen großen Dienst erwiesen“, sagte OB Petra Roth. Dafür erziele sie eine „weltweite Werbewirkung“ durch das Namensrecht.

Bei Anflügen auf den Flughafen werde der Commerzbank-Schriftzug erkennbar sein. Allerdings wird, wie am Rande der Pressekonferenz zu erfahren war, noch an den technischen Möglichkeiten dazu getüftelt.

Offiziell vorgesehen ist zurzeit nur ein Schriftzug über der Haupttribüne, der von der Festwiese her zu erkennen ist... Eintracht-Chef Bruchhagen sagte, er könne die „Bedenken der Traditionalisten“ verstehen, dennoch sei der Verkauf des Namensrechts „eine notwendige Maßnahme“.

*Martin Müller-Bialon  
Frankfurter Rundschau - 4. März 2005*

*„Ohne Steroide wäre er heute nicht da, wo er ist“*

Im November 2003, kurz nach seiner Wahl zum Gouverneur von Kalifornien, spielte Arnold Schwarzenegger auf seine starke Vergangenheit an: „Ich liebe es, wenn die Leute zu den Wahlurnen gehen und ihre Muskeln spielen lassen.“ Die Geschichte des Arnold Alois S., der einst aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Graz in Österreich auszog, um der stärkste Mann der Welt zu werden, schien eine klassische Hollywoodwende genommen zu haben. Mister Universum (fünffach) und Mister Olympia (siebenfach), Haudrauf in Actionfilmen ... ist nun die Nummer eins im

bevölkerungsreichsten US-Bundesstaat, trotz (oder vielleicht sogar wegen) seiner Affären und Skandale.  
Heute lacht der 57-jährige vierfache Familienvater über seine ungezählten Fehlritte und -griffe. ...  
Doch ein Gesetzentwurf bringt nun Unruhe ins Schwarzeneggerland. Die Abgeordnete Jackie Speier wollte Lehrer an den High Schools verbindlich über die Gefahren von Steroiden aufklären sowie die oft mit Dopingsubstanzen verunreinigten Nahrungsergänzungsmittel verbieten lassen. Der Hintergrund: Unabhängigen Schätzungen zufolge nehmen rund elf Prozent der 15- bis 18-Jährigen Hochschüler Steroide (die gesundheitsgefährdend und offiziell verboten sind). Die Dunkelziffer bei den zurzeit noch legalen Pillen und Pülverchen liegt um einiges höher.  
Der Republikaner Schwarzenegger aber legte sein Veto gegen das Gesetz ein. Die Demokratin Speier reagierte enttäuscht, wenn auch nicht ohne Verständnis: „Ohne Steroide wäre er heute nicht da, wo er ist.“  
Damit hat die resolute Politikerin nicht einmal unrecht. Schwarzenegger gab in der Vergangenheit nicht nur zu, Haschisch und Marihuana geraucht zu haben, sondern er bestätigte auch oft genug, dass er seine Muskelberge anabolen Steroiden zu verdanken hat. Deren potenzielle Gefahren waren in den 70er-Jahren noch unerforscht, doch auch mit dem heutigen Wissensstand würde er alles exakt wieder so machen wie in seiner aktiven Zeit als Eisenstemmer: „Absolut. Damals war es etwas Neues, das gerade erst auf den Markt gekommen war. Wir gingen zum Arzt und experimentierten damit unter seiner Oberaufsicht.“  
Alles richtig gemacht also. ... Noch einmal Schwarzenegger in einem Interview mit dem Playboy: „Ich habe mir nie Sorgen um negative Effekte der Steroide gemacht, da ich nie eine Überdosis genommen habe.“  
In der Gegenwart ist Arnold Schwarzenegger neben seiner hauptberuflichen Gouverneurstätigkeit unter anderem auch noch Herausgeber der beiden Bodyhuildermagazine Muscle

and Fitness und Flex. ... Jeff Everson, Insider, weil bodybuildender Journalist, hat für Schwarzeneggers Politik kein Verständnis: „Warum lässt er sich in Verbindung bringen mit Magazinen, die voll gepackt sind mit Steroidbildern, wenn er gleichzeitig Gouverneur von Kalifornien ist?“ ... Arnold Schwarzenegger gehört der selben Partei an wie Präsident George W. Bush. Der sieht sich auf einem Kreuzzug, auf dem er auch den Sport drogenfrei bekommen will. Doch der starke Österreicher, der einst auf der Leinwand den Kindergartentop abgab, geht unbeirrt seinen eigenen Weg. Offiziell lehnt er heute Steroide ab. In seiner Tagespolitik ist davon aber nichts zu bemerken. Und so hofft Jackie Speier unverdrossen auf bessere Zeiten...

*Wolfgang Büttner*

*Frankfurter Rundschau - 3.März 2005*

*Offener Brief an den Ministerpräsidenten  
von Sachsen*

Sehr geehrter Herr Prof. Milbradt,  
ich kann mir zwar kaum vorstellen, dass Sie sich für meine körperliche Verfassung interessieren, dennoch teile ich Ihnen mit, dass ich noch einen ziemlich soliden Spurt absolvieren kann. Diese Mitteilung erscheint mir wichtig, weil – um im Radsportjargon zu bleiben – Ihr „Wasserholer“ in der Regierungsmannschaft auf die Idee kam, mich, meinen Namen und mein noch immer vorhandenes Ansehen zu missbrauchen, um ohne Luft in den Reifen eine Attacke zu fahren, die Nazis und meine Freunde ins gleiche Trikot stecken wollte. Wer mich kennt, weiß, dass ich durchaus Spaß verstehe, aber dieser „Wasserholer“ Winkler scheint ein wenig den Überblick verloren zu haben, was für einen Rennfahrer fatale Folgen haben kann.  
Er hat sich von einem seiner „Wasserholer“ ein Schur-Zitat holen lassen, dass keines ist. Und er glaubte, mit diesem Zitat im Parlament mich und den NPD-Bundesvorsitzenden

Voigt in eine Mannschaft zu zwingen. Ich bin Bürger der Bundesrepublik Deutschland und für mich gilt – auch wenn ich früher für die DDR gestartet bin – das Grundgesetz der Bundesrepublik, in dem auch der Satz steht: „Die Würde des Menschen ist unantastbar!“

Diesen Grundsatz des Grundgesetzes hat „Wasserholer“ Winkler verletzt und es wäre höchste Zeit, dass er wegen dieser üblen Unfairness zur Verantwortung gezogen wird. Unterstellt wird mir, ich hätte irgendwann irgendwo Hitler und seinen Autobahnbau gerühmt. Es trifft zu, dass mir Journalisten mein Leben lang hinterherzogen, um mich zu einem Wort gegen die DDR oder gegen die SED oder gegen die Friedensbewegung zu bewegen. Selbst den von mir hoch geachteten Dichter Uwe Johnson, der deswegen extra in mein Trainingscamp kam, beschied ich abschlägig. Dass irgendein Journalist im Wahlkampf 1998 behauptete, ich hätte mich zur Autobahn geäußert, wird immer mal wieder behauptet. Niemand hat auch nur die Spur eines Beweises dafür. Das glaubte Wasserholer Winkler nutzen zu können. Lassen Sie ihn wissen, dass es ein misslungener Ausreißversuch war.

Ich bin für energischen Kampf gegen die NPD, gegen organisierte und nicht organisierte Nazis. Der Faschismus hat genügend Unheil angerichtet und in wenigen Wochen werden wir der Millionen Menschen gedenken, die in dem von ihm entfesselten Zweiten Weltkrieg ihr Leben verloren. Wir sollten es gemeinsam tun und Typen wie dem Wasserholer Winkler bedeuten, dass er in unseren Mannschaften nichts verloren hat.

Ich hoffe, mich verständlich gemacht zu haben.

Gustav-Adolf Schur  
*jW - 14. März 2005*

... Wenn es um Sportstätten geht, hat die deutsche Einheit den neuen Bundesländern einen Geldsegen beschert. Zumindest auf den ersten Blick; 1,4 Milliarden Euro sind innerhalb von 15 Jahren für Neubau oder Instandsetzung von Turnhallen, Sportplätzen und Schwimmbädern geflossen, doch das Ergebnis des „Goldenen Plans Ost“ ist nicht so, wie es der Name aussagt.

Das kann nicht überraschen, wenn man die 1,4 Milliarden mit jener Zahl vergleicht, die einst in das West-Original geflossen sind. Im gleichen Zeitraum von 15 Jahren wurden damals rund 17,4 Milliarden Mark (8,9 Mrd. Euro) in die sportliche Grundversorgung investiert. Hinzu kommt, dass ein Großteil der Ost-Förderung für Prestigeobjekte zweckentfremdet wurde.

„Wir sind noch weit entfernt von einer Angleichung der Infrastruktur im Sport, sagt Hans Jägemann, Abteilungsleiter für Umwelt und Sportstätten beim Deutschen Sportbund (DSB). ... Der DSB hatte ... 13,7 Milliarden Mark für den Neubau sowie 11,1 Milliarden Mark für die Sanierung von Sportanlagen errechnet. Von diesen etwa 12,5 Milliarden Euro sind nur gut 1,4 Milliarden aufgebracht worden; 11 Prozent. Schon in der ersten Phase bis 1998 lief manches falsch. Über das Investitions-Förder-Gesetz (IFG) flossen etwa 625 Millionen Euro aus Bundesmitteln, die sich durch Kofinanzierung von Gemeinden und der einzelnen Länder auf 1,25 Milliarden Euro verdoppelten. Doch die Gelder kamen oft nicht an. So wurden Neubauten im Zuge der dann gescheiterten Berliner Olympiabewerbung 2000 aus dem IFG-Topf zu 90 Prozent finanziert. wie Max-Schmeling-Halle, Velodrom oder Schwimmhalle.

Nach Auslauf des IFG-Gesetzes wurden bis 2001 weitere 60 Millionen Euro bereitgestellt ... Für 2005 wurden gerade noch drei Millionen Euro genehmigt, ab 2006 soll diese Unterstützung auf Null heruntergefahren werden.

(sid)

*Berliner Zeitung - 18. März 2005*

REZENSION  
Dresdner Bergsteiger im Widerstand  
*Von Dr. BARBARA Weinhold*

Als ich vor sechs Jahren erstmals Konkretes vom Schicksal des Dresdner Naturfreunde-Bergsteigers Gerhard Grabs und seiner Familie und Freunde erfuhr, hat mich das stark aufgewühlt und zutiefst betroffen gemacht. Nun liegen die Geschehnisse, die man in jeder Hinsicht ungewöhnlich nennen kann, der Öffentlichkeit vor. Die gründlich recherchierte Geschichte führt uns nicht nur in einen Freundes- und Familienkreis begeisterter Bergsteiger und Touristen, sie führt uns in eine höchst widersprüchliche politische Periode deutscher Geschichte. Die wesentlichen

Geschehnisse dieses Buches spielen sich am Ende der Weimarer Republik, besonders aber in der Zeit des Nationalsozialismus und danach in Sachsen und Böhmen ab.

Es gehört zu den tragischen Aspekten der deutschen Verhältnisse zu Beginn der dreißiger Jahre, dass sich engagierte Antifaschisten – ob Kommunisten oder Sozialdemokraten – damals einem unerbittlichen Entscheidungszwang gegenübergestellt sahen: Denn von parteikommunistischer Seite wurde jeder ernstliche Kritiker der stalinistischen Herrschaftspraxis in der Sowjetunion als Helfershelfers Hitlers, als Sozialfaschist – oder was fast noch schlimmer war – als Trotzkiist denunziert. Es gehört zu den tragischen Aspekten kommunistischer Politik, dass Gerhard Grabs und seine Freunde kritisch einer kommunistischen Parteipolitik gegenüber standen, die wenige Jahre später vom siebenten kommunistischen Weltkongress sowie der „Brüsseler Konferenz“ der KPD einer kritischen Revision unterzogen wurde – wenn man so will, die weitere Entwicklung gab ihnen recht! Ein ehemaliger Dresdner Historiker gab vor Jahren auf meine Frage, warum er in seinen Ausarbeitungen, insbesondere in seiner Dissertation, die Leistungen von Gerhard Grabs und seiner Gruppe unterschlagen und ihre Namen nicht genannt habe, nur die unwürdige Antwort: „Das waren doch Trotzkiisten!“ Das ist am Ende auch die Crux der ganzen Geschichte!

Auch in den Chroniken und Ausarbeitungen zum antifaschistischen Widerstandskampf im Bezirk Dresden 1933 bis 1945 sowie in Ausarbeitungen zur Geschichte der Naturfreunde-Opposition (VKA) wird man deshalb bis vor wenigen Jahren vergeblich die Namen von Gerhard Grabs und seiner Freunde suchen. Das ist um so unvorstellbarer, wenn man bedenkt, dass diese kleine verschworene Gruppe zwischen 1933 und 1937 unerkant bei über 60 Literaturtransporten Tausende illegale Druckschriften über die Grenze beförderten sowie ungezählte Personenschleusungen über die Grenze zwischen Sachsen und Böhmen durchführten. 1937/38 wurde die Gruppe verhaftet und verurteilt. Zwei Gruppenmitglieder – Käthe und Wenzel Kozlecki – trugen das schwere Los jahrelanger Emigration in der CSR (1933 bis 1938) sowie später in England und Mexiko, elf Gruppenmitglieder, darunter zwei Frauen, verbrachten mehr als 40 Jahre in nationalsozialistischen Zuchthäusern und Konzentrationslagern, fünf davon bis zur Befreiung 1945. Es tröstet wenig, dass sie damit das Schicksal so vieler anderer namenloser Helden teilen.

Barbara Weinholds Ausarbeitung schließt aber nicht nur eine Lücke in der kritischen Erforschung der Geschichte des deutschen Trotzkismus, sie dokumentiert auch Aspekte der Zusammenarbeit von oppositionellen kommunistischen

Gruppen sowie aus den Reihen der SAP (Sozialistische Arbeiterpartei) im regionalen und überregionalen Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Nicht unwesentlich ist die detaillierte Darstellung tatsächlicher Widerstandsarbeit beiderseits der Grenze, in Sachsen und Böhmen durch sächsische Wanderer und Bergsteiger. Nicht zuletzt gibt das Buch tiefe emotionale Einblicke in das schwere Los von Emigranten sowie in die zutiefst komplizierte Verhaltensstruktur von in die Hände der Gestapo gefallener Widerstandskämpfer, in die inneren Auseinandersetzungen von Gefangenen zwischen Aussage und Aussageverweigerung, zwischen Verzweiflung und Hoffnung. Gerade auch deshalb ist diesem Buch über vergessene Sportler im Widerstand eine interessierte Aufnahme und eine verdiente Anerkennung zu wünschen.

*Joachim Schindler*

**Dr. Barbara Weinhold: Eine trotzkistische Bergsteigerguppe aus Dresden im Widerstand gegen den Faschismus. Neuer ISP Verlag, Köln 2004, 21 €**

## Erinnerungen

Von MAX SCHMELING

*Der Tod der Boxlegende Schmeling bewegte viele Gemüter. Er warf auch manche Frage auf und die Antworten gingen oft weit auseinander. Wir mochten uns am Grab des 99-Jährigen nicht an Streit beteiligen, was uns veranlasste, Max Schmeling selbst als Zeugen zu bemühen.*

*1977 waren im Verlag Ullstein, Frankfurt/M.-Berlin-Wien seine „Erinnerungen“ erschienen, aus denen wir mit drei Jahrzehnten „Rückstand“ zitieren. Das Buch (544 S.) enthielt keinen Hinweis darauf, dass ihm ein „ghostwriter“ behilflich gewesen war.*

*Zunächst die rein sportliche Bilanz: Schmeling bestritt in seiner Laufbahn von 1924 bis 1948 als Berufsboxer 70*

*Kämpfe – die Zahl seiner Amateurlämpfe gab er in seinen Erinnerung nicht präzise an, so dass man sie nur auf fünf schätzen kann – gewann 43 durch k.o., 14 nach Punkten und den, der ihm den Weltmeistertitel eintrug durch Disqualifikation, boxte fünfmal Unentschieden, verlor viermal nach Punkten und fünfmal durch k.o.*

Die Memoiren beginnen mit dem Satz: „Manchmal komme ich mir wie ein wandelndes Monument vor.“ Die Situation, in der er seine Karriere begann, skizzierte er in einer Bildunterschrift mit den Worten: „Die Berliner Gesellschaft der zwanziger Jahre bestand nicht aus den wichtigen und den maßgebenden Leuten, nicht aus den Reichen und Mächtigen; es waren viel mehr die Leute, über die man redete, ein buntes Gemisch aus allen Sphären: Künstler und Bankiers, Showgirls, Schauspieler, Journalisten und Schriftsteller, Rennfahrer und Gelehrte.“ Schmeling – so verraten vor allem die Illustrationen des Buches – war meist mittendrin in dieser Gesellschaft. Als sich der unvergessene Schauspieler Fritz Kortner in einem Zuckmayer-Stück prügeln sollte, ließ er sich von Schmeling das ABC des Faustkampfes beibringen und der erfuhr nach einer Übungsstunde von dem berühmten Mimen, was er tatsächlich vom Boxen hielt: „Macht Euch doch nichts vor! Das Boxen ist gar kein Sport! Es ist Lebenskampf auf ein Dutzend Runden zusammengedrängt.“

Schmelings Aufstieg war unaufhaltsam. 1930 wurde er durch den Tiefschlagsieg über Sharkey Weltmeister „aller Klassen“. Die Hochzeit mit der tschechischen Filmschauspielerin Anny Ondra, deklariert er in seinem Buch als „so etwas wie eine Traumhochzeit, die den Zeitungen Stoff für Wochen lieferte.“ Schmelings Rolle in der Zeit des Faschismus ist eines der strapaziertesten Themen seines Lebens. Die immer wieder gestellte Frage lautete: War er selbst ein Nazi? Er selbst hielt sich bei seiner Antwort zurück... Über seinen Sieg gegen den US-Amerikaner Steve Hamas in Hamburg 1935: „Der Sieg wurde überschwänglich gefeiert. ... die Fünfundzwanzigtausend im weiten Rund erhoben sich ... und sangen das Deutschlandlied – die Hand zum Hitlergruß erhoben ...“ Schmelings damaliger Manager war Joe Jacobs. Als er in den zwanziger Jahren in den USA geboxt hatte, bestanden die dortigen Box-Oberen darauf, dass er sich an

einen US-Amerikaner binde. Joe Jacobs übernahm sein Management.

Jahre später, in Hamburg, geschah folgendes: „Joe Jacobs, der mich gerade in der Ringmitte umarmt hatte, wusste offenbar einen Augenblick lang nicht, wie ihm geschah. Mechanisch hob auch er, die unvermeidliche lange Havanna in der Rechten, die Hand zum Hitlergruß... Der Vorgang hatte ein Nachspiel... Das Bild des kleinen, ein wenig ironisch lächelnden Mannes mit der Zigarre in der erhobenen Hand ging durch die Weltpresse.“

Danach lud der Reichssportführer von Tschammer und Osten Schmeling in sein Büro und legte ihm nahe, sich von dem Juden Jacobs zu trennen. Er tat es zunächst nicht. Aber er erinnerte sich: „Was bei meinem Besuch nicht ausgesprochen worden war, wurde jetzt in dürren Worten von mir verlangt: Er habe, so schrieb der Reichssportführer, die beschämenden und skandalösen Bilder vom Ring-Auftritt des Juden Joe Jacobs gesehen. Auch der Herr Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda sei höchst ungehalten über die Affäre. Ich sei der einzige deutsche Sportler, der mit einem Juden zusammenarbeite. Er lege mir aufs dringlichste nahe, die Sache möglichst umgehend zu bereinigen... Bei keinem anderen als bei Hitler, suchte ich Hilfe für Joe Jacobs. ... und erhielt schon für den nächsten Tag eine Einladung zum Tee. Brückner richtete mir gleichzeitig den Wunsch Hitlers aus, meine Frau mitzubringen. ... Hitler schien ganz Anny zugewandt und nahm dann das Gespräch mit der Frage auf, ob sie Wienerin sei. `Nein, ich komme aus Prag´, erwiderte sie. Das begeisterte Hitler noch mehr. `Prag, das schöne, alte, deutsche Prag!´ Er schwärmte von der Stadt, die die älteste deutsche Universität besitze, die lange Zeit Residenz der Habsburger gewesen sei, und überhaupt sei Böhmen so etwas wie das Herz und Kleinod Deutschlands: `Ja, das goldene Prag!´, wiederholte er etwas gedankenverloren.“ Alle Versuche – versichert Schmeling -,

endlich das Thema Jacobs zu erörtern, scheiterten. Am Ende trennte er sich von Jacobs.

Über das Berlin jener Zeit schrieb Schmeling: „Schon immer war die `Roxy-Bar´ die `Vermißten-Zentrale´ genannt worden; wenn man einen von uns zu Hause nicht antraf, schaute man ins `Roxy´, und nur zu oft saß dann der Gesuchte auch in dem mit rotem Samt ausgeschlagenen Raum in der Joachimsthaler Straße, einen Steinwurf vom Kurfürstendamm entfernt.“

Jetzt gewann das Wort eine neue Bedeutung. Zum ersten Mal vermißten wir wirklich den einen oder anderen aus der Schauspieler- und Künstlerrunde, und die Auskunft holten wir uns wie einst bei Heinz Ditgens. Aber nun hieß es: Alfred Flechtheim ist vorige Woche nach London emigriert, seine Galerie wird gerade aufgelöst; oder: Heinrich Mann soll jetzt von Amsterdam nach Südfrankreich gezogen sein; oder: Ossietzky sitzt im KL, wie man die Konzentrationslager damals nannte; oder schließlich: Tucholsky hat sich in Schweden umgebracht. Nun war es wirklich eine `Vermißten-Zentrale´ geworden.“

„...es gab viele unter uns, und in gewisser Weise gehörte ich auch dazu, die von der Aufbruchstimmung sowie von den Erfolgen des Regimes im Innern wie nach außen beeindruckt waren.“

„Nach dem Kriege haben viele in einer vielleicht unbewußten Selbsttäuschung behauptet, sie hätten von alledem nichts gewusst. In Wahrheit haben wir alle gewusst. Dass es in Deutschland Konzentrationslager gab, war kein Geheimnis.“

...

1936 rückte näher und damit die Olympischen Spiele in Berlin. Schmeling und sein deutscher Manager Max Machon beschlossen, als Zuschauer zu einem Kampf nach New York zu reisen. „Als wir unsere Sachen packten, waren in Garmisch-Partenkirchen sowie in Berlin die Vorbereitungen für die XI. Olympischen Spiele in vollem Gange. Eine Anlage von klassischer Strenge und Geschlossenheit war nahe der

Berliner Heerstraße in Umrissen schon erkennbar, und draußen in Döberitz führten Bautrupps der Wehrmacht eingeschossige Häuser aus Feldsteinen auf, die in einer parkartigen Landschaft als `Olympisches Dorf` die Sportler aus aller Welt beherbergen sollten.

Die Rassenpolitik des Regimes, die Ausschreitungen und Boykott-Aktionen gegen jüdische Mitbürger sowie der anhaltende Emigrantenstrom aus Deutschland: das alles hatte insbesondere in Amerika Überlegungen wachgerufen, den Olympischen Spielen fernzubleiben. Die Absage einer der stärksten Sportnationen der Welt mußte aber nicht nur den Spielen jeden Wert nehmen, sondern auch dem Regime einen schweren Prestigeverlust zufügen.

Zweifellos war ich in diesen Jahren der international bekannteste deutsche Sportler, und vor allem in Amerika war mein Ansehen größer als das irgendeines anderen.

Bezeichnenderweise war es nicht der Reichssportführer selber, der mich eines Tages, unmittelbar vor meiner Abreise, zu Hause anrief, sondern sein Stellvertreter, Arno Breithaupt. Nach einigem freundlich vorbereiteten Gerede kam er zum Kern der Sache. Mit großer Beunruhigung, so erklärte er, verfolge man in Berlin die zögernde Haltung der Amerikaner hinsichtlich einer Teilnahme an den Spielen. Dann fragte er offen heraus: `Sie kennen doch Amerika gut. Könnten Sie `rüberfahren und die entscheidenden Leute positiv beeinflussen?`

Ich fragte, ob das ein offizieller Auftrag sei. Ohne die Frage direkt zu beantworten, gab Breithaupt zu erkennen, daß er mich nicht von sich aus um Vermittlung bitte. Ich erklärte, ohnehin im Aufbruch nach New York zu sein und selbstverständlich mit den Herren des amerikanischen Olympischen Komitees sprechen zu wollen.

Einige Tage später rief mich auch noch der Präsident des deutschen Olympischen Komitees, der greise Staatssekretär Dr. Theodor von Lewald, an. Er hatte von dem Gespräch Breithaupts mit mir gehört und bat mich, ein Handschreiben

an seinen amerikanischen Freund und Kollegen Avery Brundage mitzunehmen. In dem Schreiben, das mir von Lewald vorlas, versuchte er, der selber Halbjude war, die entstandenen Bedenken zu zerstreuen, und sagte allen Teilnehmern an den Olympischen Spielen faire Gastfreundschaft zu.

Ein Zufall fügte es, daß im New Yorker `Commodore-Hotel`, das seit einigen Jahren mein Stammquartier geworden war, kurz nach meiner Ankunft die entscheidende Sitzung des amerikanischen Olympischen Komitees stattfand. Als ich mich bei Brundage anmeldete, um den Brief Herrn von Lewalds zu übergeben, kam er persönlich in mein Zimmer im elften Stockwerk. Er war freundlich und besorgt zugleich. Aus einer kleinen Ledermappe kramte er statt vieler Worte einige Zeitungsausschnitte, in denen amerikanische Korrespondenten von Ausschreitungen in Deutschland berichteten: Auf einigen Fotos war die Verhaftung von Kommunisten, die Drangsalierung von Juden zu sehen, und in einem der Berichte war davon die Rede, daß die Stadtverwaltung von Stettin den jüdischen Mitbürgern die Benutzung der städtischen Hallenbäder verboten habe. 'Was sagen Sie dazu, Max?', fragte Brundage mit großem Ernst. 'Einer amerikanischen Mannschaft würde eine ganze Anzahl von Negern und Juden angehören. Wer garantiert uns, daß sie in Deutschland nicht behelligt werden?' Allen Argumenten Brundages hielt ich immer wieder entgegen, daß alle deutschen Sportler einen korrekten Verlauf der Spiele garantieren und keine Diskriminierung, aus welchen Gründen auch immer, zulassen würden. Im nachhinein wird mir die grenzenlose Naivität deutlich, mit der ich mich, trotz aller Erfahrungen, für Dinge verbürgte, die gänzlich außerhalb meiner Macht lagen. Keine Zusage, kein Versprechen konnte Hitler, sofern er überhaupt davon wußte, daran hindern, mich nach Belieben zu desavouieren... Immerhin machte meine Fürsprache einigen Eindruck, und mit ganz knapper Mehrheit entschloß sich das amerikanische

Komitee, an den Spielen in Deutschland teilzunehmen. Zum Dank wurde mir bald darauf der Große Olympische Orden verliehen.“

In seiner Erinnerung an den Kampf, den er in New York als Zuschauer erlebte, offenbarte er auch ein einziges Mal, mit welchen Methoden hinter den Box-Kulissen operiert wurde. Schmeling hatte gegen Braddock um die Weltmeisterschaft kämpfen sollen, aber Joe Louis bestritt diesen Kampf: „Der kranke Jimmy Braddock hatte längst einen Vertrag für einen Titelkampf gegen Joe Louis unterzeichnet, der schon einige Wochen später in Chicago ausgetragen wurde. Eine Geheimklausel des Vertrages sprach ihm für die Dauer von zehn Jahren aus allen Einkünften seines Gegners zehn Prozent Provision zu. Fünfundzwanzigmal hat Joe Louis im folgenden Jahrzehnt seinen Titel verteidigt. James Braddock ist reich geworden, indem er nicht gegen mich antrat. Joe Louis hatte freilich mit all dem nichts zu tun. Er war, wie ich, die Figur in einem Spiel...“

„Als ich Ende August 1936 nach dem gescheiterten Titelkampfprojekt nach Berlin zurückkam, waren die Olympischen Spiele gerade zu Ende gegangen. Sie hatten Deutschland einen beispiellosen sportlichen Triumph gebracht. ... Das Regime sah sich in diesen Erfolgen triumphal bestätigt. Und tatsächlich konnte es ja darauf verweisen, dem eben noch depressiven, von Arbeitslosigkeit und Elend niedergedrückten Lande einen neuen Geist eingehaucht zu haben.“

„Es ist nur natürlich, daß jede Nation Freude und Genugtuung über die Siege seiner Sportler empfindet. Aber nie war bis dahin ein Staat, eine Monarchie oder eine Republik, auf den Gedanken gekommen, aus dem Erfolg eines Springers eine Rechtfertigung der eigenen Herrschaftsform herzuleiten. Jetzt aber wurden die Siege auf dem Sportfeld in politische Überlegenheitsbeweise umgemünzt.

Damals kam es mir manchmal so vor, als hätten die neuen Machthaber tatsächlich einiges Recht, sich die sportlichen

Erfolge zuzuschreiben. Hatte denn nicht wirklich der Nationalsozialismus den Körper gegen den Geist ausgespielt? Und wenn er überhaupt eine Symbolfigur hatte, die der Jugend als Ansporn und Leitbild diente, so war es, neben dem Soldaten, der muskelgestählte Athlet.“  
Niemand wird je die Frage beantworten können, ob der der folgenden Passage folgende Versuch, das in der BRD so eifrig verfolgte politische Ziel, Naziregime und DDR gleichzusetzen, wirklich Schmelings Ansicht wiedergab oder von außenstehenden Förderern des Buches initiiert worden war. Andere Kommentare von ihm fand man bislang kaum. Vielleicht war es nur ein Versuch, Schmelings Autorität noch einmal politisch zu mißbrauchen...

Hier der Wortlaut: „Erst später ist mir aufgegangen, daß es gar nicht so sehr das Dritte Reich war, das im sportlichen Sieg gewissermaßen die eigene Höherwertigkeit bestätigt sehen wollte. Ich lernte, daß es die Diktaturen im allgemeinen sind, die sich aus den Erfolgen einzelner Sportler ihre Rechtfertigungen holen. Auch jene Gewaltherrschaft, deren Ideologie gerade nicht auf den Muskel, sondern auf den Gedanken gegründet ist, und die vorgibt, nicht den Körper, sondern den Geist zu feiern, setzt alles daran, in sportlichen Wettkämpfen Triumphe davonzutragen: Schwimmerinnen, Kanuten und Läufer müssen dazu herhalten, dem sozialistischen Staaten zu internationalem Ansehen zu verhelfen.“

*Max Schmeling, Erinnerungen, Frankfurt/M – Berlin – Wien  
1977*

Sportstadt Frankfurt/Oder  
Von HANS-EBERHARD FEHLAND und HANS-JÜRGEN  
LOSENSYK

Viel Prominenz und zahlreiche Zeitzeugen gaben sich am 19. Februar anlässlich der Präsentation des Buches „Sportstadt Frankfurt (Oder)“ im Sportmuseum der Oderstadt ein Stelldichein. Das Erstlingswerk beinhaltet die sportliche Entwicklung der 752jährigen Stadt an der Oder von den Anfängen bis in die Gegenwart. Es wird dabei ein Bogen gespannt von den ersten Olympischen Spielen der Neuzeit 1896 mit dem dreifachen Turn-Olympiasieger Hermann Weingärtner bis zu Olympia 2004 in Athen mit dem goldenen Sportschützen Manfred Kurzer. Die sportliche Historie wird durch viele Geschichten, Episoden und Porträts aufgelockert. Zudem machen die Ehrentafel aller Medaillengewinner bei Olympischen Spielen, Welt- und Europameisterschaften, eine Zeittafel und die Vorstellung der gegenwärtig 82 Sportvereine der Stadt die 311-Seiten-Lektüre zu einem interessanten Nachschlagewerk für jung und alt. Autoren des Buches sind die Frankfurter Sportjournalisten Hans-Eberhard Fehland und Hans-Jürgen Losensky.

„Mit der Gründung des Vereins Sportgeschichte, der Eröffnung des Sportmuseums aus Anlaß der 750-Jahr-Feier im Jahre 2003 und dem nun vorliegenden Buch hat die Sportstadt Frankfurt (Oder) etwas vorzuweisen, das im Land Brandenburg einmalig ist“, hob Eberhard Vetter, Vizepräsident des Landessportbundes, vor den knapp 100 Gästen hervor. Das Buch ist zum Preis von 14.90 Euro, die allein dem Verein Sportgeschichte zugute kommen, im Sportmuseum in der Slubicer Straße 6-7 und in der Buchhandlung „Ulrich von Hutten“ im Oderturm erhältlich. Das Museum ist dienstags, donnerstags und freitags von 15 bis 18 Uhr geöffnet. (TEL 0335 – 6659663)

### **Aufstehen – immer wieder!**

Von WOLFGANG TAUBMANN-JOHANNES ZIMOCH-WILFRIED SCHULZ

Dieses 320-Seiten-Buch ist für Freunde des Sports und Historiker im gleichen Maße eine Fundgrube. In der

Unterzeile wird kundgetan, wem denn empfohlen wird, immer wieder aufzustehen: Allen, die ihre zweite Liebe dem Radsport geschenkt haben und diesen Sport in den Mannschaften der NVA-Armeesportvereinigung betrieben. Diese Mannschaften – erläutern die Autoren im Vorwort – existierten vom 1. März 1957 bis zum 1. März 1991 und waren in Leipzig-Gohlis, Markkleeberg und Frankfurt/Oder zu Hause. Schon beim Studium des Inhaltsverzeichnisses stößt man auf zahllose Namen, die im Radsport der DDR eine Rolle spielten. Der Mann, mit dessen Erinnerungen das Buch beginnt, hatte schon einen großen Namen, lange bevor er die Aktiven des ASK betreute: Emil Kirmße. 1935 war er auf der Elberfelder Radrennbahn gegen die Weltelite der damaligen Steher erfolgreich gewesen und hatte Lohmann, Möller und Krewer hinter sich gelassen. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs löste er eine Profilizenz – der Amateurradsport hatte noch mit den Folgen der alliierten Gesetze zu tun, während Profis zu den „Artisten“ zählten und deshalb ungehindert starten konnten – und setzte seine Siegesserie fort. Er wurde der erste Steher-Ostzonenmeister! Als sich die 1948 entstandene neue Sportbewegung des Radsports annahm, war Kirmße mit von der Partie. Er studierte an der DHfK, beteiligte sich an der Vorbereitung der Amateursteher, die internationale Erfolge für die DDR errangen und agierte danach als ASK-Cheftrainer. Dies sei hier mitgeteilt, um deutlich zu machen, wie umfassend und lückenlos diese Chronik ist. Sie hätte gut und gern zweibändig werden können, wenn die Herausgeber sich dazu aufgerafft hätten, eine etwas größere Schrift zu wählen. Aber: Zu bewundern ist ihr Engagement und deshalb sollte man nicht Messlatten anlegen, die aus der Buchkunst stammen. Dafür wurde jede Messlatte sportlicher Fakten gemeistert. Ein einziges Beispiel: Mechaniker Rudolf Esser war schon in seiner Jugend im roten Arbeitersport gestartet, kam 1959 zum ASK Leipzig und die Liste der Rundfahrten, bei denen er Armeerennfahrer betreute, ist stattlich. Diese Biographie des

im Jahr 2000 im Alter von 87 Jahren Verstorbenen macht deutlich, wie umfassend das gesammelte Material ist. Und nicht nur Lebensläufen galt die Aufmerksamkeit der Autoren. Bis hin zu den Untersuchungen im Windkanal wird der Leser informiert und kann sich so kundig machen, dass Olaf Ludwig eine fast perfekte Zeitfahrhaltung aufwies, als man ihn gegen den künstlichen Wind testete. Empfohlene Korrekturen konnten den Luftwiderstand des Geraers nur um 2,5 Prozent senken. Diese Abschweifung soll deutlich machen, dass man das Buch durchaus auch als ein beachtliches Kapitel der Geschichte des DDR-Radsports betrachten kann. Das führt bis zu einer – wohl sonst nirgendwo zu findenden – Chronik der 30 Internationalen Oderrundfahrten, deren erste (1955) Karl Quast gewonnen hatte und deren letzte (1994) Jan Schaffrath für sich entschied.

Wer diese Enzyklopädie erwerben will, sollte den „internen Manuskriptdruck“ bei den „Beiträgen zur Sportgeschichte“ anfordern. Die Redaktion wird sie Bestellungen an Wolfgang Taubmann weiterleiten

*Klaus Huhn*

## GEDENKEN

Werner Lesser

22.August 1932 - 15.Januar 2005

Sein Name ist für alle Zeiten mit einem historischen Ereignis verknüpft. Um dem Schneemangel in den DDR-Mittelgebirgen beizukommen, hatte man sich auf die Suche nach „Schneeersatz“ gemacht und Trainer Hans Renner hatte mit seiner Erfindung der Kunststoffmatten das Problem gelöst. Als im Herbst 1954 in Oberhof das erste offizielle Mattenspringen stattfand, ging Werner Lesser als Sieger in die Annalen ein.

Bereits bei den Wintersportmeisterschaften des Deutschen Sportausschusses 1949 in Oberhof hatte er als Werner

Lesser II den Kombinationssieg bei den Jungmannen errungen. Zu den III. Wintersportmeisterschaften der DDR 1952 waren am 2. Februar 100.000 Sportbegeisterte mit 48 Sonderzügen nach Oberhof gekommen. Der Spezi­alsprunglauf auf der Thüringenschanze war der mit Spannung erwartete Höhepunkt. Am Sonntag dem 3. Februar überrascht der 19jährige Werner Lesser von der BSG Stahl Brotterode alle Favoriten. Mit zwei Sprüngen von über 60 m stand er gemeinsam mit Franz Knappe aus Geschwenda auf der höchsten Stufe des Siegerpodestes. Sein späterer Trainer Hans Renner belegt den dritten Platz. Diesem ersten Meistertitel folgten in den nächsten Jahren noch drei weitere. Werner hatte mehr Leidenschaften, als nur das Skispringen: Vor allem den Fußball und die Trompete.

Werner Lesser steht auch als erster in der langen Traditionsreihe der Skiflieger aus der DDR. 1956 gewann er mit 122 m die Internationale Skiflugwoche in Mitterndorf am Kulm. Bei den Olympischen Winterspielen in Cortina d'Ampezzo unterstrich er mit seinem achten Platz, dass er zur Weltelite gehörte. In der zweiten Hälfte der 50er Jahre gehörte er zusammen mit Harry Glaß und Helmut Recknagel zu dem Trio, das die DDR erfolgreich bei Olympischen Spielen, Weltmeisterschaften und Vierschanzentourneen vertrat. Seinen letzten Wettkampf bestritt er 1962. Als Trainer und Funktionär war er dann für den ASK Vorwärts in Oberhof und Brotterode tätig. Unter seinen Fittichen entwickelten sich Skispringer der Weltklasse, wie Kurt Schramm, Dieter Bokeloh, Dieter Neuendorf, Manfred Wolf, Hans-Georg Aschenbach, Dietmar Aschenbach, Jochen Danneberg und Martin Weber. Auch in der Internationale Skiföderation (FIS) genoss Werner Lesser als Kampfrichter Ansehen. In den letzten Jahren wirkte er unermüdlich im „Förderverein Skisprung Thüringen“

*Jan Knapp*

Lothar Skorning

5. Oktober 1925 – 3. Januar 2005

Mit ihm verließ uns einer der Männer der ersten Stunde des DDR-Sports. Sein Herz gehörte der Idee, der er sich verschrieben hatte, sein Kopf widmete sich der Sportbewegung, die mit den unseligen Traditionen des

deutschen Sports brach. Dass an seinem Grab die PDS-Fraktionsvorsitzende des Landtags Brandenburg, Dagmar Enkelmann und sein Kampfgefährte Günter Wonneberger sprachen, trug dem Rechnung, was uns bewog, aus beiden Reden zu zitieren.

DAGMAR ENKELMANN: „Als Sportler und meisterlicher Judoka hatte Lothar Skorning seine Krankheit als Herausforderung an seine Kämpfernatur angenommen. Das Aktiv-Sein, das Nicht-Aufgeben und Sich-Nicht-Geschlagen-Geben waren seine Lebensmaxime. Uns gab er deswegen leichthin den Rat, von seinem Tod nicht allzuviel Aufhebens zu machen. Das Leben ginge doch weiter. Doch nicht jeder ist ein Kämpfer. Und ohne Dich Lothar, da will ich Dir widersprechen, geht das Leben so einfach nicht weiter. Dein Bild lebt eingebrennt in den Gedächtnissen Deiner Familie und Deiner vielen Freunde weiter. Es ist das Bild eines ehrlichen, unbeugsamen, geradlinigen, kritischen, eines temperamentvollen, sozial fühlenden, klugen und humorvollen Menschen.

Wie kam es, dass aus der sowjetischen Besatzungszone das spätere Sportwunder DDR erwuchs? War es überhaupt ein Wunder? Jedenfalls wird das einmalige Sport-Phänomen noch lange Zeit für Debatten sorgen. Und wir dürfen vermuten, dass Lothar dereinst noch selbst Gegenstand wissenschaftlichen Interesses sein wird. Lothar Skorning fühlte sich einem tiefen Humanismus verbunden. Geboren in der kurzen Friedensperiode zwischen zwei Kriegen, musste er in den Krieg derer ziehen, die sich für Übermenschen hielten und doch nur Unmenschen waren. Mehrfach verwundet, überlebte er das Morden und geriet in sowjetische Gefangenschaft. Vielen seiner Generation gleich, erlebte er seinen persönlichen Wendepunkt in der Antifa-Schule des Nationalkomitees Freies Deutschland. Nach den Erfahrungen von Faschismus, von Krieg, Hass und Gewalt fand auch er in dem neuen deutschen demokratischen Staat seine Heimstatt. Diesen mit aufzubauen, sollte sein Lebenswerk werden. In

dem hoch gebildeten Wissenschaftler, muss der Widerspruch zwischen dem, was theoretisch über die lichte neue Gesellschaft behauptet wurde, und der realen Lage im Sozialismus gebohrt haben. Auch der allseits geförderte Sport war in der DDR keine Insel der Seligen, wenn die Erfolge ausblieben. Das hat Lothar Skorning manches Mal aufgerieben. Die Aufbau-Generation, die zwar ein besseres Leben für ihre Familien und Kindeskinde vor Augen hatte, schonte sich selbst am wenigsten.

GÜNTER WONNEBERGER: Mit den Angehörigen, trauern besonders die seiner Kampfgefährten, die schon vor mehr als 50 Jahren mit ihm zusammengearbeitet hatten, - namentlich jene, für die ich hier sprechen darf: Georg Wieczisk, Hans Simon, Dietrich Harre, Gerhard Feck, Hans Schuster, Eleonore Salomon, Willi Schröder, Helmuth Westphal, und Günter Erbach, der in den Aspirantenjahren mit Lothar als "Skorbach" publizierte.

Hauptanliegen Lothars wurde schon in der Berliner Studienzeit die Geschichte der Körperkultur und des Sports. Warum? Aus Krieg und Gefangenschaft zurückgekehrt stellte er sich wie viele seiner Generation die Frage: Wie entstehen Kriege und welche Lehren ergeben sich aus dem eben beendeten mörderischen Weltbrand, der von Berlin ausgegangen war. Empört über die Vorlesungen seines Direktors Carl Diem, der Heldenmythos predigte und die Leistungen körperlich gestählter deutscher Soldaten in den Kriegen rühmte, ohne den Charakter der Kriege auch nur anzudeuten, wandte sich Lothar dem Studium der Sportgeschichte zu. Seine bereits erworbenen marxistischen Kenntnisse waren die Leitlinie, die ihm auch von befreundeten Antifaschisten nahegebracht wurde. Gegen die im Westen bereits sichtbar werdende schleichende Restauration alter Verhältnisse, vertrat er den Weg seiner Partei, antifaschistisch-demokratische Verhältnisse zu schaffen und später sozialistische Ziele anzusteuern. Eine seiner Hauptaufgaben sah er dabei darin, die

Sportgeschichte zu erforschen und der jungen Generation von Sportlehrern seine Erkenntnisse zu vermitteln. Seine Bibliographie widerspiegelt fast alle Hauptthemen sportgeschichtlicher Arbeit in der DDR. Speziellen Arbeiten zur Geschichte des Arbeitersports und zu einzelnen Arbeitersportlern waren wichtige Beiträge, diesen Teil der Geschichte vor dem Vergessen zu bewahren.

Er war ein beliebter und aktiver, sachkundiger Gesprächspartner im Kreis von Fachleuten aus Ost und West. Und er war deshalb persönlich bitter enttäuscht, als in den 90er Jahren meinungsführende Westkollegen statt wissenschaftlich fundierter Diskussion, politisch gewollte Deligitimierung des DDR-Sports praktizierten. Lothar wusste deshalb, dass es gerade in diesem Zusammenhang noch viel zu tun gibt. Und so hat er im Krankenbett begonnen, die bisher veröffentlichten Äußerungen zur „Geschichte des DDR-Sports“ zu analysieren. Die Krankheit war schneller. Was ihm nicht mehr gelungen ist, bleibt uns nun - als sein Vermächtnis - zu verwirklichen.

Der Geschichte Endurteil verjähret nicht - und sie setzt schließlich jeden in sein Ehrenrecht.

### **Wolfgang Hempel**

7. März 1927- 4. Dezember 2004

### **Hubert Knobloch**

19. Dezember 1939 – 6. Dezember 2004

### **Roland Sänger**

26. Februar 1935 – 28. Dezember 2004

Dass DDR-Sportjournalisten zur europäischen Elite zählten, wagt kaum jemand zu bestreiten. Als Wolfgang HEMPEL starb, strömten nicht nur über 200 Trauergäste in eine Erfurter Sporthalle, sogar die konservative Hamburger „Zeit“ schickte einen Chronisten los, der das Phänomen des DDR-Sportjournalismus erklären sollte.

Wolfgang HEMPEL entstammte der ersten Generation, die den – weil immer wieder mit politischen Schwellen blockiert – mühsamen Weg des DDR-Sports aus dem Nichts an die Weltspitze begleitete und kommentierte. Reporter waren in dieser Phase nie nur Beobachter oder

journalistische Wertungsrichter, sie lebten, litten und feierten mit den Aufsteigern und sie wuchsen auch mit ihnen. Gemeint ist: Sie beherrschten die deutsche Sprache und – was dem „Zeit“-Chronisten wohl entging – lasen Bücher, die nicht nur Rekordlisten enthielten. Sie luden Schriftsteller zu ihren Jahresversammlungen und diskutierten mit ihnen. Unvergessen der Auftritt von Inge von Wangenheim, die mit geschliffenen Worten die Unsitte geißelte, Kesselflicker-Boxer nur deshalb zu rühmen, weil sie aus den Entwicklungsländern kamen. HEMPEL war die „gelassenste“ Stimme am Sport-Mikrofon, die man in Deutschland vernehmen konnte. Man hörte ihn nie krakeelen, nicht jammern oder mit faulem Witz gewürzte Kritik üben und schon gar nicht, eine misslungene Aktion mit Häme bedenken. Es war bewundernswert, wie er immer das treffende Wort fand und nie der Eindruck aufkam, dass er es hätte erst suchen müssen.

Als die Rückwende auch die Medienokkupation bescherte, war für HEMPEL nicht mal Platz in einer zweiten Mannschaft. So geriet er in den Hintergrund, lange bevor er starb. „Zeit“-Reporter Christoph Dieckmann mischte unter seine Plattitüden, die vom Doping bis zu Mielke reichten, an versteckter Stelle den Satz: „Es ist wohl wohl nicht alles gut gewesen in der DDR, aber ihre alten Sportreporter waren vom Feinsten.“

Zu Hubert KNOBLOCH, der nur Stunden nach Hempel starb, zitierte Dieckmann Thomas Schwarz: „Den bürgerlichen Christdemokraten hat die Wende zum Kommunisten gemacht.“ Hatte er übersehen, dass er doch erst hätte erklären müssen, wie ein „bürgerlicher Christdemokrat“ im Arbeiter- und Bauernstaat überhaupt Medienstar werden können?

Bei allen Olympischen Spielen behauptete sich die Mannschaft des DDR-Fernsehens vor den zwei BRD-Mannschaften von ARD und ZDF. Vor allem durch ihre immer glänzend präparierten Reporter und die clevere Umsicht der Redakteure. Unvergessen – nur ein Beispiel -, wie die BRD-Fernseh-Zuschauer 1988 in ihren Schüsseln verzweifelt nach dem DDR-Sender suchten, weil der das dramatische Eishockeyspiel BRD-CSSR (2:1) übertrug, während auf dem anderen Kanal das nicht allzu aufregende Restprogramm der Eröffnung lief.

Medaillen verdiente auch die konstruktiv aktive Mitwirkung der DDR-Journalisten am DDR-Sportbetrieb. Ein Freund Hempels in Erfurt erfand die Losung „Eile mit Meile“, ein Kollege schlug vor, künftig zu jedem Olympiasieger auch den zu nennen, der ihn einst für den Sport gewonnen hatte. Zugegeben: Die Quoten bestimmten in diesem Land und diesem System nicht das Leben, aber Sportarten erschienen auf dem Bildschirm, die man nun seit Jahren nie mehr sah. Es gab kaum eine Jahresversammlung der Sportjournalisten, zu der HEMPEL nicht gekommen wäre. Er saß auch mit an dem Tisch, an dem einst das Potsdamer Abkommen signiert worden war, als ein Sportfan in der

Potsdamer Museumslandschaft die legendäre Tafel für die Jahresversammlung der Sportjournalisten hatte räumen lassen.

Roland SÄNGER sorgte am Holmenkollen ebenso wie bei den Damenskirennen in Klingenthal für Stimmung. Er schrieb, inszenierte und arrangierte unzählige Massensportveranstaltungen, lief oft auf Skiern mit und triumphierte nicht selten bei Wettbewerben der Sportjournalisten.

Dieckmann hatte sich nicht bereden lassen, zu behaupten, DDR-Sportjournalisten hätten nur geredet und geschrieben, was man ihnen vorschrieb oder vorredete. Er könnte begriffen haben, dass seine Elogen auf HEMPEL und KNOBLOCH selbst für den einfältigsten Leser keinen Spielraum ließen, derlei zu behaupten. Und dann wurde auch noch enthüllt, dass keiner von den „Meistersingern“ Berichte für das MfS geschrieben hatte. Dass sie beim alljährlichen Dynamoball smalltalk mit Fußballfan Mielke pflegten, wurde glücklicherweise niemandem angelastet.

Dass Roland SÄNGER Opfer irgendwelcher Denunzianten wurde, seinen Job und seinen Ruf verlor – was im Thüringer Wald schwerer zu ertragen war, als irgendwo in Berlin – vergällte ihm den Rest seines Lebens. Seine Verdienste konnte niemand annullieren und auch den Ruf der DDR-Sportjournalistik nicht schmälern. Wie schrieb die „Zeit“? „Es ist wohl wohl nicht alles gut gewesen in der DDR, aber ihre alten Sportreporter waren vom Feinsten.“

*Klaus Huhn*

## Willi Ph. Knecht

24. Februar 1929 – 17. Februar 2005

Diese Zeilen schrieb jemand, der Willi Knecht länger als fünf Jahrzehnte kannte und ihn – ungeachtet des Umstands, dass die beiden nie Freunde wurden – bis zum letzten Tag schätzte. Willi Knecht hatte sich, vornehmlich am RIAS-Mikrofon, des Kreuzzugs gegen die DDR und vor allem ihres Sports verschrieben. Seine Bücher zu diesem Thema füllen Regale, die Manuskripte seiner Kommentare stapeln sich zu Bergen. Es gab Zeiten, in denen kein Tag zur Neige ging, an dem er nicht mit seiner fast melodischen Stimme in scharfen oft auch zynischen Worten gegen die Medaillenmacht DDR angegangen wäre. Man sollte nicht versuchen, nach den Motiven zu forschen, die ihn bewogen nach der Rückwende – und dem Ende der DDR – plötzlich ganz andere Fragen

aufzuwerfen, das Kreuzzugsgewand irgendwo am Wegesrand zu vergraben und eine neue Sachlichkeit im Umgang miteinander zu praktizieren. Solch Wandel wird höheren Orts meist nicht geschätzt. Willi Knecht, sein Leben lang im Mittelpunkt, geriet plötzlich ins Abseits. Er ertrug es mit Würde und Haltung. Ein Fernsehsender hatte sich 1990 viel davon versprochen ihn und den Autor an einem Abend in den Talk-Ring zu schicken. Wir redeten einige Worte darüber, ob es der Zeit angemessen wäre, mit Hieben aufeinander loszugehen? Ohne weitere Verabredung geriet der Disput zu einem sachlichen Gedankenaustausch über die neue Situation und auch über die Notwendigkeit, die positiven Aspekte des DDR-Sports weiter zu nutzen. Doch damit stand er bald allein da und als Männer wie Willi Daume, die sein Können und Wissen schätzten, nicht mehr am Steuerruder des bundesdeutschen Sports standen, hielten dessen Nachfolger die Stunde für gekommen, sich von Willi Knecht zu trennen. Der einstige Herold der bundesdeutschen Sportpolitik ward nicht mehr gebraucht. Für seinen Charakter sprach, dass ihn das keinen Millimeter von seinem Weg abtrieb. Er schloss die Türen des über Jahre Meinungen bildenden „NOK-Reports“ und zog sich zurück. Wer wusste, in welchen Zeitungen man ihn noch lesen konnte, verlor nicht den Kontakt zu dem ungewöhnlichen Journalisten. Als im Sportausschuss des Bundestages jede Partei Fachleute mit einem Gutachten aufbieten sollte, und er wieder einmal an die Seite geriet, hatte er keine Hemmung, sich von der PDS nominieren zu lassen. Das bescherte ihm einen ungewöhnlichen Tag mehr in seinem ereignisreichen Leben. Selbst wenn uns unsere Standpunkte nie Freunde werden ließen, werde ich ihn nicht vergessen. Lehrt uns nicht der Sport, dass man auch „Gegner“ schätzen sollte?

*Klaus Huhn*

*Register wichtiger Publikationen in den 20 Ausgaben der „Beiträge zur Sportgeschichte“*

